



Athenaeum jr 1799 dl 2-1 : eine Zeitschrift von August Wilhelm Schlegel und Friedrich Schlegel

<https://hdl.handle.net/1874/44785>

2. Oct. 1907

A t h e n a e u m.

Eine Zeitschrift

von

August Wilhelm Schlegel

und

Friedrich Schlegel



Zweiter Band.

Berlin, 1799.

bei Heinrich Erdlich.

A t h e n a e u m.

Eine Zeitschrift

von

August Wilhelm Schlegel

und

Friedrich Schlegel.

Zweiten Bandes Erstes Stück.

Berlin, 1799.

bei Heinrich Frölich.

I n h a l t.

- I. Ueber die Philosophie. An Dorothea
von F. Seite 1 — 39.
- II. Die Gemählde. Ein Gespräch von W.
39 — 151.
- III. Ueber die natürliche Gleichheit der
Menschen. Von Hülßen. 151 — 180.
-

I. Ueber die Philosophie.

An Dorothea.

Was ich Dir von Spinoza erzählte, hast Du nicht ohne Religion angehört; Hemsterhuys hat Dir viel Freude gemacht; und sogar die Uebersetzungen haben Dich vom Plato nicht abschrecken können, den Du wahrscheinlich etwas anbeten würdest, wenn Du ihn ganz kenntest. Auch bist Du gesonnen, Dich nicht bloß mit Deiner Naturphilosophie zu begnügen, sondern Du willst, so der heilige Geist Dir beysteht, es zu ganz etwas Ordentlichem bringen.“

Ich freue mich, daß es Dir so Ernst ist. Wie sollte es auch anders seyn? Eitle Neugier ist Dein Hang zur Philosophie gewiß nicht: denn wer das Rechte weiß, weil er es besitzt in seinem Innern, der hascht nicht bloß nach diesem und jenem, dem ist's nicht bloß darum zu thun, nur allerley zu wissen, was die Mode eben stempelt oder die Laune wählt. Warum solltest Du Dich also nicht diesem Hange überlassen?

Die Furcht vor dem, was die sogenannte Welt dazu sagen möchte, wird Dich schwerlich davon abhalten können. Denn Du weißt es zu gut, wie leicht es ist, unbemerkt und ungestört in ihr vortrefflich zu seyn, und Du würdest es im Nothfalle nicht scheuen, Dich ihr mit einfacher Freymüthigkeit zu zeigen, wie Du bist. Auch hoffe ich mit Zuversicht, daß Du nicht von dem Gedanken angesteckt seyst, welcher so mancher zierlichen Frau eine geheime Ehen vor Wissenschaften und selbst vor Künsten und vor allem einflößt, was nur jemals die Gelehrsamkeit berührt hat. Ich meyne die Besorgniß, durch diesen Gewinn von geistiger Auszubildung an der sittlichen Unschuld und besonders an der Weiblichkeit Schaden zu leiden; als wenn eben das, was ganze Nationen wie man sagt weiblich macht, die Weiber zu männlich machen könnte. Eine Besorgniß, die mir eben so ungegründet als unmannlich zu seyn scheint! Denn wo einmal Weiblichkeit vorhanden ist, giebt's wohl keinen Augenblick, in dem sie nicht die Besitzerin an ihr Daseyn erinnerte. Besonders wenn man ein ganzes ungetheiltes Daseyn gewohnt ist wie Du.

Ich erinnere mich eben sehr lebhaft an meine dreiste Behauptung, daß Philosophie den Frauen unentbehrlich sey, weil es für sie keine andere Tugend gebe, als Religion, zu der sie nur durch Philosophie gelangen könnten. Ich versprach Dir damals, diesen Gedanken, wie mans nennt, zu beweisen, oder etwas vollständiger auszuführen, als es im Gespräche geschehen kann. Ich

Komme nun mein Versprechen zu halten; nicht eben um mich als einen Mann von Worte zu zeigen, sondern einzig und allein weil ich Lust dazu habe, wäre es auch nur um eine so entschiedne Verächterin alles Schreibens und Buchstabenwesens mit meiner Liebhaberey für diese Dinge zu necken. Dir wäre ein Gespräch vielleicht lieber. Aber ich bin nun einmal ganz und gar ein Autor. Die Schrift hat für mich ich weiß nicht welchen geheimen Zauber vielleicht durch die Dämmerung von Ewigkeit, welche sie umschwebt. Ja ich gestehe Dir, ich wundre mich, welche geheime Kraft in diesen todten Zügen verborgen liegt; wie die einfachsten Ausdrücke, die nichts weiter als wahr und genau scheinen, so bedeutend seyn können, daß sie wie aus hellen Augen blicken, oder so sprechend wie kunstlose Accente aus der tiefsten Seele. Man glaubt zu hören, was man nur liest, und doch kann ein Vorleser bey diesen eigentlich schönen Stellen nichts thun, als sich bestreben, sie nicht zu verderben. Die stillen Züge scheinen mir eine schicklichere Hülle für diese tiefsten unmittelbarsten Aeußerungen des Geistes als das Geräusch der Lippen. Fast möchte ich in der etwas mystischen Sprache unsers H. sagen: Leben sey Schreiben; die einzige Bestimmung des Menschen sey, die Gedanken der Gottheit mit dem Griffel des bildenden Geistes in die Tafeln der Natur zu graben. Doch was Dich betrifft, so denke ich, daß Du Deinem Antheile an dieser Bestimmung des menschlichen Geschlechts vollkommen Genüge leisten wirst, wenn Du so viel wie bisher singst, äußerlich und innerlich, im ge-

wöhnlichen und im symbolischen Sinne, weniger schweigst, und dann und wann auch in göttlichen Schriften mit Andacht liesest, nicht bloß andere für Dich lesen und Dir erzählen läßt. Besonders aber mußt Du die Worte heiliger halten als bisher. Sonst stünde es schlimm um mich. Denn freylich kann ich Dir nichts geben, und muß mir ausdrücklich bedingen, daß Du nicht mehr von mir erwartest als Worte, Ausdrücke für das was Du längst fühltest und wußtest, nur nicht so klar und geordnet. Vielleicht thätest Du gut, von der Philosophie selbst auch nicht mehr zu erwarten als eine Stimme, Sprache und Grammatik für den Instinct der Göttlichkeit, der ihr Keim und wenn man auf das Wesentliche sieht, sie selbst ist.

Sey es eine Einrichtung der Natur, oder eine Künsteley der Menschen; genug, es ist nun einmal so: das Weib ist ein häusliches Wesen. Du wunderst Dich gewiß, daß auch ich in den allgemeinen Choral jener Häuslichkeit einstimme, die in unsern Büchern immer häufiger wird, je seltner man sie in den Familien antrifft. Du wirst denken, daß sey einmal wieder eine von den Paradoxien, die des Seltsamen überdrüssig endlich zu der größsten Gemeinheit und nächsten Platttheit zurückzukehren pflegen. Du hättest vollkommen Recht, wenn ich von der Bestimmung der Frauen redete. Diese halte ich aber der Häuslichkeit grade entgegengesetzt; wenn Du unter Bestimmung mit mir den Weg verstehen willst, nicht den wir von selbst gehen oder gehen möchten, sondern den, auf wel-

chen die Stimme des Gottes in uns deutet. Nicht die Bestimmung der Frauen sondern ihre Natur und Lage ist häuslich. Und ich halte es für eine mehr nützliche als erfreuliche Wahrheit, daß auch die beste Ehe, die Mütterlichkeit selbst und die Familie sie gar leicht so sehr mit dem Bedürfnisse, der Oekonomie und der Erde verstricken und herabziehen kann, daß sie ihres göttlichen Ursprunges und Ebenbildes nicht mehr eingedenk bleiben. Ja oft werden sie sich desselben gar nicht einmal bewußt; auch solche, die wohl alle inneren Gaben und äußeren Mittel dazu hätten. Wir sehen es ja täglich, wie selten ein weibliches Wesen es wagt, auch nur den Kopf aus dem großen Weltmeere der Vorurtheile und der Gemeinheit in die Höhe zu richten. Geschieht es ja, so ist es meistens nur während sie stärker und eigener lieben, als die Mode es gut heißt, oder die häusliche Moral. War der Gegenstand schlechter als sein Eindruck, so resigniren sie sich gleich wieder nach dem Verluste des Glücks und der Tugend und tauchen unter in das alte Element. Wahrhaftig! man muß schon recht stark im Glauben seyn, um eine moralische Anadyomene — eine Frau, die gleich jener Göttin der Fabel, aber göttlicher und für den Geist schöner wie sie, mit ihrem ganzen Wesen und ihrer ganzen Gestalt aus jenem Oceane emporstiege — nur nicht gar für ein bloßes Märchen zu halten.

„Aber, wirst Du sagen, ist es denn mit den Männern anders?“ — Allerdings ist es das. Wenn Du auch die ganze im Verhältnisse mit der Anzahl derer, die überhaupt gebildet sind und seyn können, sehr

ansehnliche Menge derer nicht in Anschlag bringen willst, deren eigentliches Geschäft es ist, sich auf der Himmelsleiter der Kunst oder der Wissenschaft zur Unsterblichkeit zu erheben. Ja, nimm an, daß ein Mann, der nur für den Staat oder für seinen Stand lebt, und von Künsten und Wissenschaften nichts oder wenig weiß, auch ohne Religion sey, ohne eine ursprüngliche eigene und reichliche Quelle reiner Begeisterung in seinem Innern: so kann ihm doch die Liebe der Freyheit, besonders aber das Gefühl der Ehre und der Pflichten seines Standes eine Art von Religion seyn, und einigen Erfas geben, sein kaltes Gemüth spärlich erwärmen, daß wenigstens ein Funken vom ewigen Feuer des Prometheus unter der Asche verborgen bleibe, zur Erinnerung oder zur Hoffnung besserer Zeiten. Auch stehen die männlichen Gewerbe der höhern Stände doch schon in etwas näherm Umgange mit Wissenschaften und Künsten, und also mit den Göttern und der Unsterblichkeit, wie die Verwaltung des Hauses. Ja, wenn auch das wegfällt, wenn der Mann nichts vermag und nichts will, als mit ganzem Ernste das Nützliche befördern, so ist doch dieses Nützliche von mehr Umfang und Größe, und erweitert allmählich selbst den beschränkten Geist, und mit der freyeren Aussicht erhebt sich der Gedanke, zu einer höhern Stufe fortzuschreiten. Die Lebensart der Frauen hat die Neigung, sie immer enger und enger zu beschränken, und ihren Geist noch vor seinem seeligen Ende in den mütterlichen Schooß der Erde zu begraben. Vornehm oder bürgerlich macht hier keinen Un-

terschied. Denn das Leben nach der Mode ist noch Lebensärmer und treibt den Geist noch mehr ab, als das häusliche Treiben selbst; ein bunter, dürerer Sand, noch schlechter als jene dunkle Erde.

Eben darum sollten die Frauen mit ganzer Seele und ganzem Gemüthe nach dem Unendlichen und Heiligen streben, nichts so sorgfältig ausbilden, als den Sinn und die Fähigkeit dafür; und mit keiner Liebhaberey sollte es ihnen so Ernst seyn wie mit der Religion. Du siehst, ich halte es mit dem antiken Dinkel im Wilhelm Meister, der da glaubt, das Gleichgewicht im menschlichen Leben könne nur durch Gegensätze erhalten werden. Doch nicht so streng wie der alte Italiäner, welcher den stillen, gefühlvollen Jüngling zum Soldaten, den raschen, feurigen hingegen zum Religiösen erziehen will. Dieß letzte mißbillige ich indessen nur darum, weil ich alle sittliche Erziehung für ganz thöricht und ganz unerlaubt halte. Es kömmt nichts dabey heraus, bey diesen vorwitzigen Experimenten, als daß man den Menschen verkünstelt und sich an seinem Heiligsten vergreift, an seiner Individualität. Man kann und soll nicht mehr als den Zögling rechtlich und nützlich ziehen. Alles übrige muß von den frühesten Zeiten an ganz allein ihm selbst überlassen bleiben, was und wie er will, auf seine eigne Gefahr. Und ich denke, wenn man jemand zum guten Bürger bildet, und ihn nach der Beschaffenheit seiner Umstände allerley tüchtige Gewerbe lehrt, übrigens aber der Entwicklung seiner Natur den freyesten möglichen Spielraum läßt: so hat man weit mehr gethan

als bey den besten geschieht und alles was zu geschehen braucht. Wenn man aber jemand zum Menschen bilden will, das kömmt mir grade so vor, als wenn einer sagte, er gebe Stunden in der Gottähnlichkeit. Die Menschheit läßt sich nicht inoculiren, und die Tugend läßt sich nicht lehren und lernen, außer durch Freundschaft und Liebe mit tüchtigen und wahren Menschen und durch Umgang mit uns selbst, mit den Göttern in uns.

Der eigne Sinn, die eigne Kraft und der eigne Wille eines Menschen ist das Menschlichste, das Ursprünglichste, das Heiligste in ihm. Ob er zu dieser oder jener Gattung gehöre, das ist unbedeutender und zufälliger; die Geschlechtsverschiedenheit ist nur eine Aeußerlichkeit des menschlichen Daseyns und am Ende doch nichts weiter als eine recht gute Einrichtung der Natur, die man freylich nicht willkührlich vertilgen oder verkehren, aber allerdings der Vernunft unterordnen, und nach ihren höhern Gesetzen bilden darf. In der That sind die Männlichkeit und die Weiblichkeit, so wie sie gewöhnlich genommen und getrieben werden, die gefährlichsten Hindernisse der Menschlichkeit, welche nach einer alten Sage in der Mitte einheimisch ist und doch nur ein harmonisches Ganzes seyn kann, welches keine Absonderung leidet. Die Welt scheint über diesen Punct in der That nicht anders zu denken wie die schlecht verheyrathete Sophie in den Mitschuldigen, welche sagt: „Es ist ein schlechter Mensch, allein es ist ein Mann.“ Nach eben demselben Maßstabe urtheilt man über den Werth der

Männer und der Frauen. Kein Wunder, da die Menschen in keiner Profession noch so weit zurück sind als in der der Humanität. Mir scheint ein so unmenchliches Lob des Mannes und des Weibes nicht anders zu seyn, als wenn man jemand rühmen wollte: Er sey ein schlechter Mensch, aber ein vortrefflicher Schneider; welches denn allerdings für den, der eben einen Schneider brauchte, noch eine recht gute Empfehlung seyn würde. Doch die Welt, und wer ihr nachspricht, wird darin wohl bey ihrem Glauben bleiben, aber ich gewiß auch bey dem meinigen: Nur sanfte Männlichkeit, nur selbstständige Weiblichkeit sey die rechte, die wahre und schöne. Ist dem so, so muß man den Charakter des Geschlechts, welches doch nur eine angeborne, natürliche Profession ist, keineswegs noch mehr übertreiben, sondern vielmehr durch starke Gegengewichte zu mildern suchen, damit die Eigenheit einen wo möglich unbeschränkten Raum finde, um sich nach Lust und Liebe in dem ganzen Bezirke der Menschheit frey zu bewegen.

So wenig ich aber der Natur Sitz und Stimme im gesetzgebenden Rathe der Vernunft erlauben kann, so denke ich doch, daß es keine Wahrheit geben kann, die sie nicht in ihren schönen Hieroglyphen angedeutet hätte, und ich glaube allerdings, es ist die Natur selbst, welche die Frauen mit Häuslichkeit umgiebt, und zur Religion führt. Ich finde das alles schon in der Organifazion. Fürchte nicht, daß ich Dir mit Anatomie kommen werde. Ich überlasse es einem künftigen Fontenelle oder Algarotti unsrer Nation,

das sonderbare Geheimniß des Geschlechtsunterschiedes mit Anstand und Eleganz für Damen darzustellen und zu enträthseln. Es bedarf gar nicht so vieler Umstände, um zu finden, daß die weibliche Organisation ganz auf den einen schönen Zweck der Mütterlichkeit gerichtet ist. Und eben darum müßt ihr es den Priestern der bildenden Kunst verzeihen, wenn viele derselben der männlichen Gestalt den Preis der Schönheit zusprechen, obgleich die himmlische Einfachheit der Umrisse ein Vorzug der weiblichen ist. „Aber wie, wirst Du sagen, kann denn das gefräßige Geschlecht sich nicht an dem Farbenspiele und dem Dufte einer Blume ergötzen, ohne gleich an die Frucht zu denken, die in ihrem Kelche reifen soll?“ — Ach! liebe Freundin, es sind nicht die Männer, die ihr hier gegen Euch habt, auch nicht einmal die Künstler. Ihr mögt es mit der Poesie, und mit der Kunst selbst ausmachen, wenn sie so gar den Schein des Nützlichen hassen und verfolgen, und das Selbstständige, In sich Vollendete so lieben, und den Egoismus in Schutz nehmen. Freylich erscheinen auch in der männlichen Gestalt Zwecke, und zwar gemeinere. Aber eben weil es mehrere sind, weil sie nicht ausschließend auf diesen, oder jenen Zweck gerichtet ist, entsteht aus dieser Unbestimmtheit ein gewisser göttlicher Schein von Unendlichkeit. Ist aber die männliche Gestalt reicher, selbstständiger, künstlicher und erhabener, so möchte ich die weibliche Gestalt menschlicher finden. In dem schönsten Manne ist die Göttlichkeit und Thierheit weit abgesondeter. In der weiblichen Gestalt ist beydes ganz verschmolzen,

wie in der Menschheit selbst. Und darum finde ich's auch sehr wahr, daß die Schönheit des Weibes eigentlich nur die höchste seyn kann: denn das Menschliche ist überall das Höchste, und höher als das Göttliche. Dies hat vielleicht einige Theoretiker der Weiblichkeit veranlaßt, ausdruckslose Schönheit als die wesentlichste Pflicht vom weiblichen Körper zu fordern und zur Erfüllung derselben nachdrücklich zu ermahnen.

Nächst der Mütterlichkeit scheint mir keine Eigenschaft der weiblichen Organisation so ursprünglich und wesentlich, wie die zartere weibliche Sympathie. Bey dem Anblicke des vollkommenen Mannes würde gleich jeder sagen: „dieser ist bestimmt die Erde zu bilden, und die Welt den Befehlen der Gottheit zu unterwerfen.“ Bey der ersten Ansicht eines schönen Weibes würde man denken: „In diesem Gefäße soll die oft zu ungestüme Musik dieses raschen reichen Lebens sanfter und schöner nachklingen, so wie die Blume was sie aus dem umgebenden Gemische einsaugt, in harmonische Farben zerlegt, und in wollüstigem Dufte zurück giebt.“ Und ist nicht diese Innerlichkeit, diese stille Regsamkeit alles Dichtens und Trachtens die wesentliche Anlage zur Religion, oder vielmehr sie selbst? Freylich, wenn man Seele und Leib für ursprünglich und ewig verschieden hält, und denn doch jene Sympathie und ihre sinnliche Aeußerung als die wahre Tugend vergöttert; das ist nur ein Thierdienst in feinerer Gestalt. Aber wer heißt auch so thöricht unterscheiden und die ewige Harmonie des Universums kindisch zerreißen und zerspalten wollen?

Ich brauche das Wort Religion ohne Scheu, weil ich kein anderes weiß und habe. Du wirst und Du kannst das Wort nicht mißverstehen, da Du die Sache selbst hast, und den äußern Tand, den man wohl auch so nennt, aber lieber anders nennen sollte, so gar nicht hast. Jedes Gefühl wird Dir nicht zur lauten Vergötterung, aber zur stillen Anbetung; darum erscheinst Du der Menge, wo Dein Gefühl einmal zufällig hervorbricht oder durchschimmert, seltsam, hart, oder thöricht. Und jene Gedanken der Liebe, die sich aus Funken vom Wize der Begeisterung im Schooße der ewigen Sehnsucht erzeugen, sind sie nicht lebendiger und wirklicher für Dich, als das gleichgültige Ding, was andre vorzugsweise Wirklichkeit nennen wollen, weil der Klumpen so breit und roh da liegt? Uebrigens sucht auch die Religion, nämlich die ursprüngliche innerliche, die Einsamkeit, wie die Liebe; auch sie verachtet allen Schmuck und Schimmer, und auch von ihr muß es heißen: Verliebten genügt zu der geheimen Weihe das Licht der eignen Schönheit. Wie dürfte man Dir also die Religion bloß darum absprechen wollen, weil es Dir vielleicht an einer Antwort fehlen könnte, wenn man Dich fragte, ob Du an Gott glaubst, und weil die Untersuchung, ob es Einen Gott gebe, oder drey, oder so viel Du willst, für Dich nichts mehr als ein ziemlich uninteressantes Gedankenspiel seyn würde. Mir ist es freylich interessant genug, auch als bloßes Gedankenspiel, und wenn eben der dritte Mann fehlt, setze ich mich recht gern an den philosophischen L'hombretisch

theologischer Geheimnisse und Streitfragen; immer lieber als an einen buchstäblichen. Ja ich liebe die Virtuosität jeder Art so sehr, daß sie mir auch in der Schwärmeren gefallen könnte. Daß Dir hingegen die Schwärmeren nicht so wohl lächerlich als unheimlich ist, verstehe ich sehr gut, und wünsche es nicht anders. Es ist ein Gefühl, als würde das Rechte dadurch compromittirt und beynabe entwehrt, weil es mit darunter ist, und doch in solcher Gestalt, daß das Ganze lächerlich zu seyn verdient. Den Aberglauben vollends, wie alles was gemein ist, verachtest du noch über die Verachtung hinaus; das gewöhnliche Treiben der Menge ist Dir so vollkommen gleichgültig, daß Du Dich auch an diese Deine Gleichgültigkeit nur selten erinnerst; es ist kaum noch vorhanden für Dich. Ich kann das auch nicht mißbilligen, da es ja gar nicht Dein Beruf ist, Dich um die Welt zu bekümmern. Selig, wer sich nicht in das Gewühl zu mischen braucht, und in der Stille auf die Gefänge seines Geistes horschend darf! Ich lebe wenigstens als Autor in der Welt, und so könnte ich wohl mit dem strengsten Ernste darüber nachdenken, was auch in dieser Rücksicht für das Volk das heilsamste sey, und was von den Priestern und den Regenten zu wünschen wäre. Vor allen Dingen aber kann es mich reizen, den Geist der Zeitalter und der Nationen, auch in der Religion zu erspähen und zu errathen. Dir werde ich's aber gewiß nicht zumuthen, Dich auch mit der äußern Geschichte der Menschen so sehr zu befassen. Genug wenn Du nur die innre Geschichte der Menschheit in Dir

selbst immer klarer anschaut. Obgleich mir aber auch das, was man gewöhnlich Religion nennt, eins der wunderbarsten, größten Phänomene zu seyn scheint, so kann ich doch im strengen Sinne nur das für Religion gelten lassen, wenn man göttlich denkt, und dichtet, und lebt, wenn man voll von Gott ist; wenn ein Hauch von Andacht und Begeisterung über unser ganzes Seyn ausgegossen ist; wenn man nichts mehr um der Pflicht, sondern alles aus Liebe thut, bloß weil man es will, und wenn man es nur darum will, weil es Gott sagt, nämlich Gott in uns.

Es ist mir, als ob ich Dich bey diesem Stücke Religion denken hörte: „Wenn es also nur auf die Andacht und auf die Anbetung des Göttlichen ankommt; wenn das Menschliche überall das Höchste ist; wenn der Mann von Natur der erhabnere Mensch ist: so wäre es ja der rechte, und wohl der nächste Weg den Geliebten anzubeten, und so die menschenvergötternde Religion der menschlichen Griechen zu modernisieren?“ — Ich werde gewiß der letzte seyn, der Dir diesen Weg abräth oder verleidet, wenn der Mann, den Du meinst, anders der ursprünglichen Natur des Mannes getreu, und von erhabenem Sinne ist. Ich wenigstens könnte nicht lieben, ohne auf die Gefahr der Chevalerie etwas anzubeten; und ich weiß nicht, ob ich das Universum von ganzer Seele anbeten könnte, wenn ich nie ein Weib geliebt hätte. Aber freylich das Universum ist und bleibt meine Lösung. — Liebst Du wohl, wenn Du nicht die Welt in dem Geliebten findest? Um sie in ihm finden, und in ihn hin-

ein legen zu können, muß man sie schon besitzen, sie lieben, oder wenigstens Anlagen, Sinn und Liebesfähigkeit für sie haben. Daß diese Kräfte cultivirt werden können, daß der Blick vom Auge unser^s Geistes immer weiter, fester und klarer werden soll, und unser inneres Ohr empfänglicher für die Musik aller Sphären der allgemeinen Bildung; daß die Religion in diesem Sinne sich also lehren und lernen, obgleich nie erschöpfen lasse, leuchtet von selbst ein. Aber freilich sind Freundschaft und Liebe die Organe alles sittlichen Unterrichts auch bey diesen Zweigen desselben unentbehrlich. Und gewiß werden zwey Liebende, wenn der Mann die Geliebte über den gewöhnlichen Dienst kleiner Hausgötter ins freye Ganze hinaus zu führen strebt, oder ihr die zwölf großen Götter in Gestalt bekannter Laren zugesellt; und wenn sie gleich einer Priesterin der Vesta über das heilige Feuer auf dem reinen Altare in seiner Brust wacht, beyde zusammen schnellere und weitere Fortschritte spüren, als wenn jeder für sich allein mit heißem Bemühen nach Religion gestrebt hätte.

Der Gedanke des Universums und seiner Harmonie ist mir Eins und Alles; in diesen Reime sehe ich eine Unendlichkeit guter Gedanken, welche ans Licht zu bringen und auszubilden ich als die eigentliche Bestimmung meines Lebens fühle. Thöricht und beschränkt wäre es, zu wünschen, oder gar zu verlangen, dieser eine Gedanke sollte der Mittelpunkt aller Geister seyn. Doch dünkt mir, ist ein gewisser gesetzlich organisirter Wechsel zwischen Individualität und Uni-

versalität der eigentliche Pulsschlag des höheren Lebens, und die erste Bedingung der sittlichen Gesundheit. Je vollständiger man ein Individuum lieben oder bilden kann, je mehr Harmonie findet man in der Welt: je mehr man von der Organisation des Universums versteht, je reicher, unendlicher und weltähnlicher wird uns jeder Gegenstand. Ja ich glaube fast, daß weise Selbstbeschränkung und stille Bescheidenheit des Geistes dem Menschen nicht nothwendiger ist, als die innigste, ganz rastlose, beynah gefrässige Theilnahme an allem Leben, und ein gewisses Gefühl von der Heiligkeit verschwenderischer Fülle.

Freylich läßt sich's auch ohne diesen Umfang und diese Tiefe ganz leidlich, ja recht lustig leben. Wir sehen es ja alle Tage, und es geht alles in der einfachsten Ordnung zu, und ist sogar im beständigen Fortschreiten. Der häusliche Mensch bildet sich nach der Heerde, wo er eben gefüttert wird, und besonders nach dem göttlichen Hirten; wenn er reif wird, so pflanzt er sich an, und thut Verzicht auf den thörichten Wunsch, sich frey zu bewegen, bis er endlich versteinert, wo er denn oft noch auf seine alten Tage als Caricatur in bunte Farben zu spielen anfängt. Der bürgerliche Mensch wird zuvörderst freylich nicht ohne Mühe und Noth zur Maschine gezimmert und gedrechselt. Er hat sein Glück gemacht, wenn er nun auch eine Zahl in der politischen Summe geworden ist, und er kann in jeder Rücksicht vollendet heißen, wenn er sich zulezt aus einer menschlichen Person in eine Figur verwandelt hat. Wie die Einzelnen, so

die Masse. Sie nähren sich, heirathen, zeugen Kinder, werden alt, und hinterlassen Kinder, die wieder eben so leben, und eben solche Kinder hinterlassen, und so ins Unendliche fort.

Das reine Leben bloß um des Lebens willen ist der eigentliche Quell der Gemeinheit, und alles ist gemein, was gar nichts hat vom Weltgeiste der Philosophie und der Poesie. Sie allein sind ganz, und können erst alle besondere Wissenschaften und Künste zu einem Ganzen beseelen und vereinen. Nur in ihnen kann auch das einzelne Werk die Welt umfassen, und nur von ihnen kann man sagen, daß alle Werke, die sie jemals hervorgebracht haben, Glieder einer Organisation sind.

Wahr ist's, das Leben schwebt gern in der Mitte; jene hingegen lieben die Extreme. Auch muß, wer etwas tüchtiges vollbringen will, nur an den Zweck denken, und die rechten Mittel in Bewegung setzen, ohne sich nach Art poetischer und philosophischer Naturen für den ersten besten Umstand am Wege inniger zu interessiren als für das anfängliche Ziel, oder sich in allgemeine Träumereien zu verlieren. Aber wahr ist's auch, daß ein gemeiner Mensch gar keinen tüchtigen Zweck haben, und also doch nichts rechtes leisten kann: daß alle Gegenstände dem praktischen Menschen zu nah oder zu fern liegen, daß alle die Beziehungen sein Auge stören, und daß man im Augenblicke des Lebens selbst zu keiner rechten Ansicht des Lebens gelangen kann. Alles was kräftig, treffend, und groß ist in dem Leben handelnder oder liebender Menschen,

wenn gleich sie nichts wissen von den Namen der Wissenschaften und Künste, ist Eingebung jenes Weltgeistes. Die wahre Mitte ist nur die, zu der man immer wieder zurückkehrt von den eccentricischen Bahnen der Begeisterung und der Energie, nicht die, welche man nie verläßt. Ueberhaupt, wie alle absolute Absonderung austrocknet, und zur Selbstvernichtung führt: so ist doch keine thörichter, als die, das Leben selbst wie ein gemeines Handwerk zu isoliren und zu beschränken, da das wahre Wesen des menschlichen Lebens in der Ganzheit, Vollständigkeit und freyen Thätigkeit aller Kräfte besteht. In wem sich weiter nichts regt, der geht dann allerdings nicht den falschen Weg: aber wer nur auf einem Punkte klebt, ist nichts als eine vernünftige Auster. Ganz etwas anders ist jene Absonderung, wenn ein Geist unter den vielen Gegenständen den rechten findet, ihn von allen störenden Umgebungen absondert, sich in sein Inneres vertieft, bis er ihm zu einer Welt wird, die er in Worten oder in Werken darstellen möchte. Er wird von einem verwandten Gegenstande zum andern hingezogen, unaufhaltsam weiter schreiten, und doch dem Mittelpunkt unwandelbar getreu immer reicher zu ihm heimkehren.

Ich weiß es, Du stimmst mir von ganzem Herzen bey, daß die Poesie und die Philosophie mehr sey, als etwas, was die Lücken, die müßigen Menschen, welche von ungefähr ein wenig gebildet wurden, bey allen Zerstreuungen übrig bleiben, auszufüllen vermag; daß sie ein nothwendiger Theil des Lebens sey, Geist

und Seele der Menschheit. Da es aber kaum möglich seyn dürfte, beyde gleich sehr zu lieben, so wirst Du nun wie Herkules, oder Wilhelm Meister, am Scheidewege stehen, und zweifeln, welcher Muse Du den Preis geben und folgen sollst.

Laß uns von der Poesie anfangen. Mir scheint, sie ist Dir entweder etwas ganz anders als Poesie, oder nicht Poesie genug. Ich will sagen, Du behandelst sie entweder gradezu wie Philosophie, und hältst Dich nur an die göttlichen Gedanken, oder brauchst sie wie Musik, bloß als schöne Umgebung und Ergänzung des Lebens. Freylich ist es Dir auch Ernst mit der Poesie, und in den zwey oder drey großen Dichtern, den einzigen die Du eigentlich liesest, und immer wieder liesest, suchst Du unendlich viel, vorzüglich aber das Höchste, eine würdige treffende Darstellung der schönsten Menschheit und Liebe. Wo die Darstellung so tief und so wahr ist, hast Du leicht Anlaß und Reiz finden können, diese oder jene Dichtung in Dir von neuem zu dichten und ihr einen göttlichen Sinn zu leihen. Aber schaue im Geiste auf Dich selbst, Dein inneres Leben und Lieben, erinnere Dich an alles Große was Du sahst, vertiefe Dich in Gedanken in das Heiligthum der Besten die Du kennst, und entscheide dann, ob die Dichter die Wirklichkeit übertreffen, wie sie sich immer rühmen. Mir hat sich sehr oft die Bemerkung aufgedrungen, daß die Poesie das höchste Wirkliche durchaus nicht erreiche, und ich wunderte mich dann, überall das Gegentheil zu hören, bis ich einsah, daß es wohl ein bloßer Wortstreit seyn

möchte, und daß sie unter der Wirklichkeit das Gewöhnliche und Gemeine verstehen, dessen Daseyn man so leicht vergißt.

Ich bin weit entfernt, es der Poesie zum Verbrechen zu machen, daß sie weniger Religion hat, als ihre Schwester. Denn es scheint mir eben ihre liebenswürdige Bestimmung, den Geist mit der Natur zu befreundend und den Himmel selbst durch den Zauber ihrer geselligen Reize auf die Erde herab zu locken; Menschen zu Göttern zu erheben, das mag sie der Philosophie überlassen. Wenn ein Mann gegen seine Lage und Lebensart ein Gegengewicht bedarf, um nicht die Musen zu vergessen und die Harmonie zu verlieren, so können ihn die Wissenschaften nicht retten, wenn nicht die Poesie ihn aus ihrer Quelle ewiger Jugend erfrischt und stärkt. Du erräthst schon, daß ich Dich an das erinnere, was ich über die Verschiedenheit der männlichen und weiblichen Bildung sagte, und nun eben daraus folgere: für die Frauen sey die Philosophie das nähere und unentbehrlichere Bedürfniß. Den äußern Reiz sind sie nicht in Gefahr zu vergessen, wie es Männern so leicht begegnet, und wenn sie auch sonst noch so unheilig sind, so halten sie doch die Jugend heilig und den jugendlichen Sinn, und diese Poesie des Lebens ist ihnen natürlich. Darum wählen sie auch fast alle ohne Ausnahme diese, wenn man Wahl nennen kann, was ohne Vergleichung, auch wohl ohne Ueberlegung nach der hergebrachten Meynung, und nach dem ersten Eindrucke geschieht. Sind es solche, die nur zierlich und reizend seyn können, die bloß im

äußern Glanze ihre Existenz finden, und nichts wollen und mögen als Eleganz, denen das Eins und Alles ist, so läßt sich nichts dagegen einwenden. Poesie — ich nehme das Wort wie immer im weitesten Sinne — Poesie allein kann dieser Eleganz wenigstens einen Schimmer von Seele leihen und auch den Geist elegant erhalten. Andere haben Anlage zur Religion und Liebe, aber sie wurden irre in ihren Gedanken, weil sie in der feinen Welt für etwas unächten Wiß Mißtrauen gegen alles Göttliche eintauschten. Auch diese müssen wohl erst mit der Poesie schwärmen und über verlornen Glauben klagen, ehe sie inne werden können, daß man sich selbst und die Liebe nie verlieren kann, mag es auch auf eine Zeit so scheinen, und wenn sie das inne sind, bey der Erinnerung an ihren Unglauben lächeln.

Du siehst, ich bin nicht so begeistert für meine Meynung, daß ich die unendliche Verschiedenheit der Charaktere und Situationen vergessen sollte, und ich bin dabey so gelassen geblieben, daß ich sogar über die Eleganz reflektiren konnte. Ich gestehe also gern, daß die Poesie die nächsten Ansprüche auf viele Frauen hat, und daß sie allen heilsam und unentbehrlich sey. Ueberhaupt ist es gar nicht darauf abgesehen, die Musen zu trennen. Schon der Gedanke wäre Frevel. Poesie und Philosophie sind ein untheilbares Ganzes, ewig verbunden, obgleich selten beyammen, wie Kastor und Pollux. Das äußerste Gebiet großer und erhabner Menschheit theilen sie unter sich. Aber in der Mitte begegnen sich ihre verschiedenen Richtungen; hier im

Innersten und Allerheiligsten ist der Geist ganz, und Poesie und Philosophie völlig Eins und verschmolzen. Die lebendige Einheit des Menschen kann keine starre Unveränderlichkeit seyn, sie bestehet im freundschaftlichen Wechsel. So könnte auch, wer das Studium der Humanität für seinen einzigen Beruf hielte, Poesie und Philosophie nur dadurch verbinden, daß er sich bald der einen, bald der andern ganz widmete. Dies ist vielleicht das beste für den, welcher die Künste und Wissenschaften selbst mit fortbilden will. Wer aber nur sich durch sie zur Harmonie und ewigen Jugend bilden will, der dürfte wohl genöthigt seyn, einer von beyden eine Art von Vorzug zu geben. Doch versteht sich's, daß er das gar nicht könnte, ohne oft die andre zu besuchen, und als Ergänzung zu brauchen.

Uebrigens aber halte ich strenge auf meinem Satz: Religion sey die wahre Tugend und Glückseligkeit der Frauen, und Philosophie die vorzüglichste Quelle ewiger Jugend für sie, wie Poesie für die Männer. Beydes versteht sich im Ganzen genommen. Und daß Du nicht zu jenen eleganten Ausnahmen gehörst, ist mir recht sehr lieb. Ich mag lieber, daß das Göttliche zu hart, als zu zierlich sey. Unvollendung giebt dem Erhabenen für mich einen neuen höhern Reiz. Seine Würde erscheint mir dadurch unmittelbarer, reiner. Es ist, als ob es seiner ursprünglichen Majestät treuer bliebe, wenn es die Fülle und den Schmuck der ausbildenden Natur wie aus heiligem Stolze verschmäh't. Und so wie die Physiognomien die interessantesten für mich sind, die so aussehen, als hätte die Natur in ih-

nen ein großes Dessen angelegt, ohne sich Zeit zu lassen, den kühnen Gedanken auszuführen, so geht mir's auch mit den Menschen. Göttlichkeit mit Härte verbunden ist mir das Heiligste, und keine Empfindung, keine Ansicht, wurzelt tiefer, oder enger in mir als diese. Ich betrachtete vor einiger Zeit eine große Pallas unter den Antiken, wobey mir dies von neuem wieder recht lebhaft vor das Gemüth trat. Es ist ein vollkommenes Bild weiser Tapferkeit, und mir dünkt, der natürlichste und erste Gedanke, den man bey ihrem Anblicke haben könnte, wäre die Bemerkung, daß doch alle Tugend eigentlich nur Tüchtigkeit sey. Tüchtig ist das, was zugleich Nachdruck und Geschick hat, was zermalmende Kraft mit klarer stiller Einsicht verbindet. Die hat mich die Göttlichkeit einer Gestalt so ergriffen. Und doch würde der Eindruck bey weitem nicht so groß gewesen seyn, wenn nicht Stand, Haltung, Züge, Blick, alles an ihr, so grade, ernst, streng und furchtbar wäre; wenn sie mit einem Worte nicht die ganze Härte des ältern Styls der Kunst an sich hätte. Mir war als säh ich die Muse meines innern Lebens vor mir, und vielleicht würdest auch Du, wenn Du sie sähest, sie als die des Deinigen anerkennen.

Daß die Poesie der Erde gewogner, die Philosophie aber heiliger und gottverwandter sey, ist zu klar und einleuchtend, als daß ich dabey verweilen sollte. Zwar hat sie oft die Götter geleugnet, aber dann waren es solche, die ihr nicht göttlich genug waren; und das ist ja ihre alte Klage gegen die Poesie und die

Mythologie. Oder es ist auch nur vorübergehende Krise, und beweiset dann grade das Entgegengesetzte von dem, was es zu beweisen scheint. Die heftigste Neigung kann sich am leichtesten wider sich selbst kehren; das höchste Entzücken wird schmerzlich, und alles Unendliche berührt sein Gegentheil. Es giebt eine Eifersucht, die nicht aus Neid oder Mißtrauen, sondern aus angeborner tiefer Unerfättlichkeit entspringt. Kann sie wohl ohne Liebe seyn? Eben so wenig ist der leidenschaftliche Unglaube vieler Philosophen ohne Religiosität möglich. — Die wahre A**bs**t**ra**ction selbst, was thut sie anders, als die Vorstellungen von ihrem irdischen Antheile reinigen, sie erheben und unter die Götter versetzen? Nur durch A**bs**t**ra**ction sind alle Götter aus Menschen geworden.

Laß uns nicht länger vergleichen, sondern gleich von der höchsten unter den Kräften des Menschen reden, welche die Philosophie erzeugen und bilden, und wieder von ihr gebildet werden. Das ist nach dem allgemeinen Urtheile und Sprachgebrauche der Verstand. Zwar setzt die jezige Philosophie ihn nicht selten herab, und erhebt die Vernunft weit höher. Es ist auch ganz natürlich, daß eine Philosophie, die mehr zum Unendlichen fortschreitet, als Unendliches giebt, mehr alles verbindet und mischt, als Einzelnes vollendet, nichts höher schätzt im menschlichen Geiste, als das Vermögen, Vorstellungen an Vorstellungen zu knüpfen, und den Faden des Denkens auf unendlich viele Weisen ins Endlose fortzusetzen. Diese Eigenthümlichkeit ist indessen kein allgemeingültiges Gesetz. Nach

der Denkart und Sprache gebildeter Menschen steht die Einbildungskraft dem Dichter, Vernünftigkeit dem sittlichen Menschen am nächsten. Verstand aber ist das, worauf es eigentlich ankommt, wenn von dem Geiste eines Menschen die Rede ist. Verstand ist das Vermögen der Gedanken. Ein Gedanke ist eine Vorstellung, die vollkommen für sich besteht, völlig ausgebildet ist, ganz, und innerhalb der Gränzen unendlich; das Göttlichste, was es im menschlichen Geiste giebt. In diesem Sinne ist Verstand nichts anders als die natürliche Philosophie selbst, und nicht viel weniger als das höchste Gut. Durch seine Allmacht wird der ganze Mensch innerlich heiter und klar. Er bildet alles was ihn umgiebt und was er berührt. Seine Empfindungen werden ihm zu wirklichen Begebenheiten, und alles Außerliche wird ihm unter der Hand zum Innerlichen. Auch die Widersprüche lösen sich in Harmonie auf; alles wird ihm bedeutend, er sieht alles recht und wahr, und die Natur, die Erde und das Leben stehen wieder in ihrer ursprünglichen Größe und Göttlichkeit freundlich vor ihm. Und unter diesem milden Außern schlummert denn doch die Kraft, in einem Augenblicke allem, was uns eben Glück scheint, auf immer zu entsagen.

Gut also! Die Philosophie ist den Frauen unentbehrlich. Wäre es aber nicht am besten, sie trieben sie so, wie sie sie wirklich treiben, ganz natürlich, etwa wie der Gentilhomme des Moliere die Prosa? bloß durch Umgang mit sich selbst, und mit Freunden, die dasselbe wollen, und auch jenen allgemeinen Welt-

geist anbeten. Gern setzte ich auch noch die Gesellschaft hinzu, die den Geist biegsam, und den Wisleucht erhält, wenn sie nur nicht so gar selten wäre, daß man kaum auf sie rechnen darf. Wollen wir nur das Gesellschaft nennen, wenn mehrere Menschen beisammen sind: so weiß ich kaum, wo wir sie finden werden. Denn gewiß ist das gewöhnliche Beisammenseyn ein wahres Alleinsseyn, und alles andre pflügen die Menschen eher zu seyn, nur keine Menschen. Ich will Dir selbst zu bestimmen überlassen, wie klein eine Anzahl von Personen seyn darf, welche nach diesem Maassstabe schon den Namen einer verhältnißmäßig sehr großen Gesellschaft verdienen können, und wie viel sie werth sey? Denn Geselligkeit ist das wahre Element für alle Bildung, die den ganzen Menschen zum Ziele hat, und also auch für das Studium der Philosophie, von dem wir reden. Was dabei entweder gar nicht, oder von selbst geschieht, ist das Beste und das unentbehrlichste. Alle Mühe und alle Kunst ist fruchtlos, wenn wir nicht so glücklich waren, uns selbst kennen zu lernen und das Höchste zu finden. Wie klar wissen wir nicht, daß nur eine oder die andre Begebenheit den Sinn für eine neue Welt in uns weckte; daß das alles gar nicht seyn würde, ohne diese oder jene Bekanntschaft, und wir uns noch auf einer niederen Stufe mit geringem Erfolge ernstlich anstrengen würden. Und scheint es nicht oft, als könnten wir, mit Rücksicht auf unser eigentliches Selbst, mit einem Streiche alles verlieren was wir haben? Wir dürfen auch gar nicht einmal wünschen, daß dies

schlechthin unmöglich seyn möchte. Denn es wäre widersprechend, diese Sicherheit mit dem Verluste der Freyheit erkaufen zu wollen. So ist das Heiligste unendlich zart und flüchtig, und die Sittlichkeit der einzelnen Menschen, wie des ganzen Geschlechts, muß ein Spiel des Zufalls scheinen, weil sie unmittelbar von der Willkühr abhängt. In andern Arten seines Wirkens, in Künsten und Wissenschaften, ist der Gang des menschlichen Geistes bestimmt und festen Gesetzen unterworfen. Hier ist alles in beständigem Fortschreiten und nichts kann verloren gehen. So kann auch keine Stufe übersprungen werden, die jetzige hängt eben so nothwendig mit der vorigen und der folgenden zusammen, und was Jahrhunderte lang veraltet schien, lebt mit neuer Jugendkraft auf, wenn die Zeit gekommen ist, daß der Geist sich seiner erinnern und zu ihm zurückkehren soll. Hier ist die steigende Vervollkommnung und der natürliche Kreislauf der Bildung nicht etwa eine gutmüthige Hoffnung, oder ein wissenschaftlicher Glaubenssatz, den man nothwendig voraussetzen dürfte, um nur nicht gar alles vernünftige Denken aufgeben zu müssen. Nein es ist reine Thatsache; nur mit dem Unterschiede, daß der natürliche Kreislauf, welcher mehr in den Künsten und in der alten Geschichte einheimisch ist, in einzelnen Beyspielen ganz vor uns liegt; da hingegen die steigende Vervollkommnung, die sich in der Philosophie und der modernen Geschichte am glänzendsten offenbart, eine Thatsache ist, die nie vollendet werden kann. Nicht so im Gebiete der Sittlichkeit; da heißt es überall: Nichts oder

Alles. Da ist in jedem Augenblicke von neuem die Frage von Seyn oder Nichtseyn. Ein Blitz der Willführ kann hier für die Ewigkeit entscheiden, und wie es kommt, ganze Massen unsers Lebens vernichten, als ob sie nie gewesen wären und nie wiederkehren sollten, oder eine neue Welt ans Licht rufen. Wie die Liebe entspringt die Tugend nur durch eine Schöpfung aus Nichts. Aber eben darum muß man auch den Augenblick ergreifen; was er giebt, für die Ewigkeit bilden, und Tugend und Liebe, wo sie erscheinen, in Kunst und Wissenschaft verwandeln. Das kann nicht geschehen, ohne das Leben mit der Poesie und der Philosophie in Verbindung zu setzen. Nur dadurch ist es möglich, dem Einzigen, was Werth hat, Sicherheit und Dauer zu geben, so weit es in unsrer Macht ist. Nur dadurch kann auch die Bildung der Poesie und Philosophie auf einem vollkommen festen Grunde ruhen und die verschiedenen Vorzüge beyder vermählen.

Wo keine unerschütterliche Selbstständigkeit ist, da kann das Streben nach beständigem Fortschreiten den Geist leicht in die Welt zerstreuen, und das Gemüth verwirren, und nur gränzenlose Liebe im Mittelpunkte der Kraft wird die Kreise der menschlichen Thätigkeit bey jedem neuen Ausfluge weiter und mächtiger dehnen. Wo es an Tugend und an Liebe gebricht, da weiß der Hang zur Verbesserung von keiner Rückkehr in sich selbst und in die Vergangenheit, und entartet in wilde Zerstörungssucht; oder der bildende Trieb zieht sich, wenn er ein äußerstes erreicht hat, in die

Enge, und verlischt leise in sich selbst, wie es schon so oft in den Künsten geschah.

Eine gebildete Philosophie muß zwar auch eine natürliche, aber doch auch eine künstliche seyn. Da es nun, wie sich gezeigt hat, eben die Bildung der Philosophie ist, um die es Dir zu thun war: so hast Du sehr Recht, Dich nicht mit Deiner Naturphilosophie begnügen zu wollen, sondern das Höchste mit Ernst zu versuchen. Aber wie wird es möglich seyn, diesen Entschluß ausführbar zu machen?

Zu den sogenannten populären Philosophen hast Du kein Zutrauen. Und welchen Deutschen oder Engländerischen der Art dürfte ich Dir wohl vorschlagen, da Voltaire's Wiß und Rousseau's Beredsamkeit Dich über die häufige Gemeinheit der Gesinnungen und Ansichten in ihnen nicht hat verblenden können? Die zwey oder drey von unsrer Nation, welche dieser Vorwurf nicht treffen würde, sind grade solche die nur Streifzüge in das Gebiet der Philosophie gethan haben und Deinem Bedürfnisse wenig Gnüge leisten könnten.

Die Abstraction ist ein künstlicher Zustand. Dies ist kein Grund gegen sie, denn es ist dem Menschen gewiß natürlich, sich dann und wann auch in künstliche Zustände zu versetzen. Aber es erklärt warum auch ihr Ausdruck künstlich ist. Man könnte es sogar zum Kennzeichen der strengen eigentlichen Philosophie machen, die nur Philosophie seyn will, und die übrigen Theile der menschlichen Thätigkeit vor der Hand bey Seite setzt, daß sie dem rohen menschlichen Sinne ohne

künstliche Hülfsmittel und Zubereitung unverständlich seyn muß.

Schwierigkeiten schrecken Dich so leicht nicht ab, und einige Anstrengung würdest Du nicht scheuen; doch würde es Dir schwer werden Dich an eine Theilung Deines Wesens zu gewöhnen. Ohne eine Mittelsperson vielleicht ganz unmöglich. Es müßte jemand seyn, der über dem künstlichen Denken die feinere Ausbildung des bloß natürlichen nicht vergessen hätte, dem es gleich interessant wäre dem Plato von fern mit Andacht zu folgen, oder in die Ansicht eines einfachen Menschen einzugehen, der nur so denkt, wie er lebt und ist. Für einige Philosophen getraute ich mir wohl diese Mittelsperson zu seyn, und sie Dir und jedem, der nur sich selbst durch die Philosophie bilden will, um ein beträchtliches näher zu rücken.

Ich habe oft den Gedanken gehabt, ob es nicht möglich seyn sollte, die Schriften des berühmten Kant, der so oft über die Unvollkommenheit seiner Darstellung klagt, verständlich zu machen, ohne seinen Reichtum zu schmälern, oder ihm, wie es in Auszügen zu geschehen pflegt, Wiß und Originalität zu rauben. Wäre es erlaubt seine Werke, versteht sich nach seinen eigenen Ideen, etwas besser zu ordnen; besonders im Periodenbau, und in Rücksicht der Episoden und Wiederholungen: so müßten sie so verständlich dadurch werden können, wie etwa Lessings. Man brauchte sich dazu keine größere Freyheiten zu erlauben, als ungefähr die, welche die alten Kritiker sich mit den classischen Dichtern nahmen, und ich denke man würde dann sehen daß

Kant auch bloß litterarisch genommen unter die classischen Schriftsteller unserer Nation gehört.

Bei Fichte wäre ein solches Verfahren sehr überflüssig. Noch nie sind die Resultate der tiefsten und wie ins Unendliche fortgesetzten Reflexion mit der Popularität und Klarheit ausgedrückt, die Du in seiner neuen Darstellung der Wissenschaftslehre finden würdest. Es ist mir interessant, daß ein Denker, dessen einziges großes Ziel die Wissenschaftlichkeit der Philosophie ist, und der das künstliche Denken vielleicht mehr in seiner Gewalt hat, als irgend einer seiner Vorgänger, doch auch für die allgemeinste Mittheilung so begeistert seyn kann. Ich halte diese Popularität für eine Annäherung der Philosophie zur Humanität im wahren und großen Sinne des Wortes, wo es erinnert, daß der Mensch nur unter Menschen leben, und so weit sein Geist auch um sich greift, am Ende doch dahin wieder heimkehren soll. Er hat auch hierin seinen Willen mit eiserner Kraft durchgesetzt, und seine neuesten Schriften sind freundschaftliche Gespräche mit dem Leser, in dem treuherzigen schlichten Style eines Luther. Ich glaube nicht, daß man den rechten Dilettanten noch auf einem andern Wege zu seiner Philosophie führen dürfte, als er selbst es in jener neuen Darstellung gethan hat. Wenn ihn jemand gar nicht versteht, so liegt es bloß an der gänzlichen Verschiedenheit des Standpunktes. Das einzige Stück Arbeit, was etwa für mich übrig bliebe, wäre der Versuch, den nothwendigen und natürlichen Charakter des Philosophen überhaupt darzu-

stellen. Denn wenn Fichte mit allen Kräften seines Wesens Philosoph und für unser Zeitalter auch von Gesinnung und Charakter Urbild und Repräsentant der Gattung ist, so kann man ihn nicht ganz begreifen, ohne diese zu kennen, und zwar nicht bloß philosophisch, sondern auch historisch. So lange er aber Fichten selbst, wie er ist, und wird, nicht begriffe, würde der beste Dilettant zwar einiges in seiner Philosophie vollkommen fassen, in andres sich aber gar nicht finden können.

Vielleicht hieltest Du es aber für rathsamer, Dein Studium nicht mit der Philosophie des Zeitalters anzufangen, oder es doch nicht auf sie einzuschränken? — Ich würde im Ganzen nichts dagegen haben. Nur ist da bey den Philosophen des vorigen Jahrhunderts das scholastische Latein, und bey den alten, außer der Schlechtigkeit der Uebersetzungen, auch noch die Nothwendigkeit so vieler historischen Kenntnisse und Notizen.

Wie man es anfangen müßte, um Dilettanten in den Plato einzuweihen, darüber bin ich noch nicht ins Klare, so viel ich auch hin und her gedacht habe. Doch bey Gott ist kein Ding unmöglich, man muß nur recht wollen, und übrigens das Beste hoffen.

Den Spinoza kann ich Dir schon eher mit Zuversicht versprechen. Nicht so wohl etwas über ihn, als ihn selbst; eine Mittelgattung zwischen Auszug, Erklärung und Charakteristik. Eine vollständige Uebersetzung halte ich für zweckwidrig, weil die mathematische Form doch nicht bleiben darf, und auch ohne al-

len Schaden weggenommen werden kann. In einer Rücksicht würde Dir Spinoza leichter seyn, als die andern. Er war einzig und allein bemüht, seinen Geist in sich selbst zu vollenden, und seine Gedanken zu einem geordneten Werke zu verbinden. Er nimmt wenig Rücksicht auf die Meynungen anderer, und auf specielle Wissenschaften. Denn das bleibt die größte Schwierigkeit, die durch keine Vermittlung und Milderung weggenommen werden kann. Die Philosophie ist nothwendig auch Philosophie der Philosophie, und selbst nichts anders als Wissenschaft der Wissenschaften. Ihr ganzes Wesen besteht darin, die Kraft und den Geist, den sie zuerst den einzelnen Wissenschaften einhauchte, wechselsweise einzusaugen, und mächtiger auszusirömen, damit sie reicher wiederkehren. Man muß also alles wissen um etwas zu wissen, und man versteht keinen Philosophen wenn man nicht alle versteht. Eben daraus siehst Du aber auch, daß die Philosophie unendlich ist, und nie vollendet werden kann. Und mit Rücksicht auf diese Unermesslichkeit des Wissens kann Dir der Unterschied zwischen Deinem Verstande und der Einsicht des künstlichsten und gelehrtesten Denkers nicht mehr so groß erscheinen, daß er Deinen Muth niederschlagen sollte. Wenn Du nur Sinn für das Höchste hast, so ist eure Erkenntniß bloß dem Grade nach verschieden, und ihr steht auf derselben Stufe. Ueberhaupt kommt in der Philosophie wenig oder nichts auf die Form an, ja auch der Stoff und der Gegenstand macht es nicht. Es giebt Schriften, die ihrem Inhalte nach gar nicht

in diese Rubrik zu gehören scheinen, und doch mehr Geist des Universums und also Philosophie enthalten, als viele Systeme. Die Behandlung, der Charakter, der Geist ist alles, und durch die Herrschaft des Innern über das Aeußere, durch Ausbildung des Verstandes und der Gedanken und durch stete Beziehung auf das Unendliche können alle Studien und selbst die gewöhnlichste Lektüre philosophisch werden.

Komm' ich Dir nicht vor wie Johannes der Täufer, „welcher in die Welt gekommen war, nicht daß er wäre das Licht, sondern daß er redete vom Licht?“ — Ich raisonnire da in einem fort über die Philosophen, und wie ich diesen und jenen behandeln möchte, ohne selbst etwas zu leisten und zu machen, und rühme Dir vielleicht nur die andern, um selbst nichts thun zu dürfen.

Mündlich, liebe Freundin! weiß ich wohl wie ich nicht bloß über die Philosophie, sondern Philosophie selbst mit Dir reden wollte. Ich würde den Anfang damit machen, Dich wo möglich an die ganze vollständige Menschheit zu erinnern, und Dein Gefühl derselben zum Gedanken zu erhöhen. Dann würde ich Dir zeigen, wie sich dieses unendliche Wesen und Werden in das theilt und das erzeugt, was wir Gott und Natur nennen. Du siehst, das würde auf eine Art von Theogonie und Kosmogonie hinauslaufen, und könnte also recht griechisch werden.

Ich würde dabey zuerst fast gar keine Rücksicht auf Geschichte der Philosophie nehmen und auch vom Geiste der einzelnen Wissenschaften nur das Unentbehr-

liche entlehnen, was eigentlich allgemein ist, was jeder weiß und wobey man gar nicht mehr an ihre Form und abgesonderte Existenz denkt. Freilich würde ich meinen Kreis allmählig beträchtlich erweitern. Ueberhaupt würde ich alles nach dem Augenblicke und seiner Stimmung modifiziren. Ich würde alles so viel als möglich an Deine eigenthümlichsten Ansichten und Meynungen anzuknüpfen suchen, und ich würde oft denselben Weg auf eine neue Weise durchlaufen. Aber die Unendlichkeit des menschlichen Geistes, die Göttlichkeit aller natürlichen Dinge, und die Menschlichkeit der Götter, würde das ewige große Thema aller dieser Variationen bleiben. So hätten wir denn zu der Mannichfaltigkeit unsrer Philosophie auch Einheit. Eine Einheit, von der ich nicht fürchte, daß wir sie je verlieren könnten! Wenn man die hat, und also weiß, daß es im Ganzen und an sich genommen, nur eine untheilbare Philosophie giebt: so darf man sich ohne Nachtheil gesehen, daß es mit Rücksicht auf die Bildung des Menschen durch sie unendlich viele Arten von Philosophie giebt. Die Mittheilung darf nun ihren ganzen Reichthum von Formen und Nuancen entfalten, und die Zeit der Popularität ist gekommen.

Ist es die Bestimmung des Autors, die Poesie und die Philosophie unter den Menschen zu verbreiten und für's Leben und aus dem Leben zu bilden: so ist Popularität seine erste Pflicht und sein höchstes Ziel. Freylich wird er um des Zweckes und seines eignen Geistes willen oft bei seinen Werken nur auf die Ma-

tur der Sache und die Gesetze der Behandlung sehen dürfen, und dann auch im Ausdrucke ungewöhnlich und vielen unverständlich seyn müssen. Am liebsten aber wird er doch seine Thätigkeit nicht theilen und sich in die große Gesellschaft aller gebildeten Menschen mischen, weil er hier am unmittelbarsten an der ewig fortgehenden Schöpfung der Harmonie und der Humanität Theil nehmen kann. Er wird sich dann auch nicht durch eine ungesellige und unnatürliche Sprache auszeichnen wollen. Er braucht das gar nicht und kann sich doch nie unter die Menge verlieren. Denn wo sie Enthusiasmus beseelt, da bildet sich aus den gewöhnlichsten, einfachsten und verständlichsten Worten und Redensarten wie von selbst eine Sprache in der Sprache. Wo dann das Ganze wie aus einem Gusse ist, da fühlt der gleichartige Sinn den lebendigen Hauch und sein begeisterndes Wehen und der ungleichartige Sinn wird doch nicht gestört. Denn das ist das schönste an diesem schönen Sanskrit eines Hemsterhuys oder Plato, daß nur die es verstehen, die es verstehen sollen.

Vor der Entweihung muß man sich dabei nicht fürchten. Niemals wenn es Beruf ist sich mitzutheilen oder öffentlich darzustellen. Ueberhaupt thätig wer von dieser Furcht nicht frey ist, am besten, mit gleich diese Welt zu verlassen. Das ist meine geringste Sorge.

Gern also will ich, wenn es mir Zeit scheint, versuchen, was ich Dir mündlich andeuten wollte, auch schriftlich zu behandeln, und auch für andere Dilettanten

ten, was der Mensch als Mensch davon braucht, aus der gesammten Philosophie auszuwählen, und im Zusammenhange mit der größten Popularität darzustellen. Da die Bedürfnisse so verschieden sind: so müßte ich freylich nach einem gewissen Durchschnitte streben und in Gedanken gleichsam für einen Doryphorus von Lesern, ich meyne für einen durch und durch wohl proportionirten Leser schreiben. Aber außerdem, daß ich vielleicht eine Reise machen müßte, um die besten Leser aufzusuchen, und aus ihnen, wie der alte Mahler in Kroton seine Venus aus den schönsten Mädchen der Stadt, jenes Ideal zusammen zu setzen, so ist auch eine solche Durchschnitts-Figur eben nicht die Person, für die ich mich vorzüglich begeistern könnte. Der Gedanke an Dich und einige andere Freunde wird kräftiger wirken.

Indessen hat das Bild eines so umfassenden Ganzen, wie diese Philosophie für den Menschen seyn würde, eine gewisse abschreckende Würde für mich, und wird sie wohl noch eine Zeit lang behalten. Zuerst dürfte ich mich daher an kleinere Versuche wagen, für die ich keinen rechten Namen weiß. Denke Dir Selbstgespräche über Gegenstände, die den ganzen Menschen angehen, oder doch mit einziger Rücksicht darauf; mit nicht mehr Analyse als in einem freundschaftlichen Briefe erlaubt ist; im Tone einer zusammenhängenden Conversation, etwa wie dieses Schreiben an Dich. Ich möchte es nicht so wohl Philosophie als Moral nennen, obgleich es von dem verschieden ist, was gewöhnlich so heißt. Um in der

Gattung zu leisten, was ich mir denke, müßte man vor allen Dingen ein Mensch seyn; dann freylich auch ein Philosoph.

Ich habe mich selbst überrascht, und werde nun gewahr, daß Du es eigentlich bist, die mich in die Philosophie einweihet. Ich wollte nur Dir die Philosophie mittheilen, der ernstliche Wunsch belohnte sich selbst, und die Freundschaft lehrte mich den Weg finden, sie mit dem Leben und der Menschheit zu verbinden. Ich habe sie dadurch gewissermaßen mir selbst mitgetheilt, sie wird nun nicht mehr isolirt in meinem Geiste seyn, sondern ihre Begeisterung durch mein ganzes Wesen nach allen Seiten verbreiten. Und was man durch diese innere Geselligkeit auch äußerlich mittheilen lernt, das wird durch jede noch so allgemeine Mittheilung uns selbst noch tiefer eigen.

Zum Danke dafür, werde ich, wenn Du nichts dagegen hast, auch diesen Brief gleich drucken lassen, und dann mit ganzer Liebe ausführen, was ich Dir entworfen habe. Lächle nicht über die vielen Projekte. Ein Projekt, was lebendig und ganz aus unserm Innersten entspringt, ist auch heilig und eine Art von Gott. Alle Thätigkeit, die nicht von den Göttern ausgeht, ist des Menschen unwürdig. Es ist also gut, sich in Borrath zu setzen.

II. Die Gemälde.

G e s p r ä c h.

Louise. Sie gehen so gedankenvoll unter den Antiken auf und ab, Waller; dichten Sie etwa einen Hymnus auf die alten Götter?

Waller. Ich weiß nicht, wie es ist; so oft ich in diesen Saal trete, fühle ich mich zur Rückkehr in mein Inneres eingeladen, und bin unter den jungen Künstlern, die hier arbeiten, auch wohl unter dem Gewühl begaffender Fremden, wie in der tiefsten Einsamkeit.

Louise. Es ist der Nachahmungstrieb, lieber Freund; Sie wollen selbst zur Bildsäule werden.

Waller. Unandächtige! Ihr Spott trifft näher an die Wahrheit als Sie glauben. Müssen Sie nicht gestehn, daß sich viele Menschen nicht wenig dünken, die herzlich schlechte Statuen abgeben würden?

Louise. Ganz gewiß; und ich habe mir oft das Unheil gedacht, wenn plötzlich ein Perseus mit dem

versteinern den Medusenhaupten in unsere Schauspielhäuser oder Tanzsäle träte.

Waller. Das gäbe Gruppen von Bernini, oder noch schlimmere. Für so viele Geberden und Bewegungen ist die Dauer eines Augenblicks schon zu lang: für beständig festgehalten, erscheinen sie in ihrer ganzen Blöße und Unwürdigkeit. Auch über das Unvollendete der Gestalt täuscht das Leben: aber die Bildnerer ist Wahrheit und über alle Täuschung erhaben. Ihre Schöpfungen sind wie Geister, die ihre äußere Hülle überall durchdrungen, und die Umgränzung derselben ihrem Wesen gemäß geordnet haben; sie können nun in dieser selbstgebildeten Welt mit ruhigem genügendem Daseyn beharren. Es ist eine sichtbare ewige Seligkeit.

Louise. Die ich ihnen für jetzt noch gönne. Sie rufen beynah, wie jener Prophet in der Wüste: ich sage euch, Gott könnte dem Abraham aus diesen Steinen Kinder erwecken. Aber was Sie sagten, gilt nur von den Olympiern, die schon ihren eignen Himmel haben; wo sollen in dem Ihrigen die Faunen Platz finden, die mit Nymphen scherzen, die Fechter, die im Ausfalle begriffen sind, die Helden, die sich in Todesnoth gegen umwindende Schlangen wehren?

Waller. Vergessen Sie nicht, daß von keiner sittlichen, sondern von natürlicher Vollendung die Rede ist, die in der Durchbildung von innen heraus, in der Ausschließung des Zufälligen, der durchgängigen Bedeutsamkeit der Gestalt, und der Uebereinstimmung der befeelenden Kraft mit sich selbst, besteht. Was die

augenblicklichen, mitunter sehr gewaltsamen Handlungen betrifft, so sind sie immer den Formen untergeordnet, und nur als die angemessenste Entfaltung derselben konnten sie verdienen gewählt zu werden.

Louise. Also geben Sie doch zu, daß die Bildnerer auch den Moment verewigen darf?

Waller. Sie unterwirft ihn ihren Gesetzen, damit er dessen würdig sey.

Louise. Und wodurch wird er das?

Waller. Durch Vollendung.

Louise. Wie sollte die in einem entfliehenden Theile der Zeit Statt finden können?

Waller. Eben so gut wie in einem beschränkten Theile des Raums. Die Bewegung muß, so zu sagen, eben so hoch und rein organisirt seyn, als das Körpergebilde, das sich in ihr darstellt. Maas, Verhältnis und Gleichgewicht müssen ihr Streben immer wieder in sich zurückdrängen, so wie die strenge Nichtigkeit des Umrisses seine Weichheit. Bemerken Sie, daß selbst die gewaltigste Kraftäußerung von einer völlig ruhigen Stellung nur dem Grade, nicht der Art nach verschieden ist. Zur bloßen Haltung des Körpers bey dem Stehen oder Sitzen sind Muskeln in Wirksamkeit: der Gesunde fühlt es freylich nicht, aber er kann es an dem ermattenden Kranken beobachten; der Schlafende liegt anders als der Todte. Das Leben ist von der Bewegung nicht zu trennen: durchaus ruhende Formen würden todtseyn.

Louise. Und da die Bildhauerkunst in einer so schweren Masse arbeitet, so muß sie sich allerdings an

das Lebendige halten, sonst würden die Todten ihre Todten begraben.

Waller. Alle Plastik ist entweder organisch oder mathematisch, das heißt, sie läßt in den hervorgebrachten Formen eine beseelte Einheit erkennen, oder mißt sie nach regelmäßigen ergründlichen Verhältnissen ab. Die mathematische Plastik ist die Architektur.

Louise. Sie gerathen mir in die Metaphysik der Künste hinein, womit ich nichts zu thun habe. Ich muß nur mit einem Zweifel kommen, um Sie davon abzuhalten. Daß die leblosen Nebenwerke, welche bloß den Figuren dienen, als Sitze, Stämme zum Anlehnen und dergleichen, den Kreis der Bildnerer nicht erweitern können, begreife ich wohl. Allein wo wollen Sie bey Ihrer organischen Plastik mit den Gewändern hin, die uns ja die Formen zum Theil verbergen und worin doch ein so großer Theil der Vortrefflichkeit liegt?

Waller. Die Griechen haben mehr als irgend ein Volk die Würde des Körpers vor seiner Bekleidung erkannt. Nichts verhüllen, sagt ein Römischer Schriftsteller, ist Griechische Sitte; und es wäre eine anziehende Untersuchung, in wie fern diese Denkart der Kunst aufgeholfen hat, oder wiederum von den Künstlern begünstigt worden ist. Diese mußten sich aber doch bey vielen Gegenständen der Schicklichkeit fügen, und man muß sie nur loben, daß sie aus der Noth eine Tugend zu machen gewußt und die Gewänder so meisterhaft behandelt haben.

Louise. Für einen Seher antworten sie dies:

mal nicht sonderlich, lieber Waller. Erinnern Sie sich des naiven Ausrufs jener morgenländischen Schönen, als eine Europäerin ihr im Reifrocke den Besuch machte: Bist Du das alles selbst? Bey einer schön bekleideten Griechischen Statue wäre die Frage nicht mehr lächerlich. Sie ist wirklich ganz sie selbst, und die Bekleidung kaum von der Person zu unterscheiden. Nicht nur zeichnet sich der Bau der Glieder durch das anschmiegende Gewand hindurch, sondern in seinem Wurf und Fall, seinen Flächen und Falten drückt sich der Charakter der Figur aus, und der beseelende Geist ist bis auf die Oberfläche der nächsten Umgebungen gedrungen. Sehen Sie nur die mehr als lebensgroße weibliche Gestalt dort, die man gewöhnlich Vestalin nennt. Wie das schlichtere Obergewand ihr vom Haupte auf die Schultern und auf das faltige Kleid herunterfällt! Unter dem rechten Ellbogen ist es etwas hinaufgezogen, er ruht in der Höhlung und die Hand greift oben an den Saum des Tuches. Dann geht es umgeschlagen über die linke Brust herauf und fällt von der Schulter hinab, unten wickelt sich die Hand darein. Welch eine heilige Anmuth, welche sittsame Würde ist in dieser Stellung und Tracht! Konnte eins ohne das andre seyn? Konnte sich die innre Reinheit anders als in einer Umhüllung der Sitte und des Anstandes zurückhaltend zeigen?

Waller. Ich lasse mir Ihre Zurechtweisung gefallen, da sie die Schönheiten einer Lieblingsstatue so ins Licht stellt. So könnte die Göttin der Treue oder der Zucht in ihrem Schleier gleichsam ruhen.

Bemerken Sie auch die schöne Senkung des Hauptes. Man hat sie bey den Götterstatuen so erklären wollen, als neigten sie sich den Gebeten der Sterblichen entgegen. Sie sehen aber an dem Haarpuze, den anliegenden Locken, die von der Stirn zurückgehn, so wie am Gesichte selbst, daß dieses das Bildniß einer Matrone und keine Göttin ist. Mir scheint vielmehr, die alten Künstler haben den obern Theil des Gesichtes auch durch die Stellung vor dem Untertheil wollen vortreten lassen, so wie sie es schon durch die Bildung des Profiles herrschend gemacht hatten.

Louise. Es giebt den Statuen ein kontemplatives Ansehen: sie halten den Zuschauern durch ihr Beyspiel vor, wie sie genossen zu werden verlangen. Ich bin aber heute gar nicht kontemplativ gestimmt, sondern gesellig und zum Plaudern. Kommen Sie, lassen Sie uns unsern Reinhold begrüßen: er zeichnet dort unten nach dem herrlichen Rumpf des Ringers. Eben ist er aufgestanden. — Wie geht's, lieber Reinhold? Sie scheinen verdrießlich.

Reinhold. Die Zeichnung will nicht nach meinem Sinne werden.

Louise. Es geht Ihnen, wie Wallern auch mitunter, wenn er sich an den Pindar oder Sophokles macht. Er hat zum Uebersetzen nur Deutsche Worte, Töne und Rhythmen, Sie nur schwarze Kreide.

Reinhold. Ach, wenn meine Zeichnung eine Uebersetzung wäre! Sie ist kaum ein dürftiger Auszug, deren man hundert verschiedene machen könnte. Will ich alles übertragen, was ich an den Umrissen

wahrnehme, so fällt es bey diesem Maaßstabe leicht ins Kleinliche; und mit jeder Parthie, die ich in größere Massen zusammenschmelze, geht etwas von der Bedeutung verloren. Dann sind die Uebergänge so leise, die Ein- und Ausbiegungen, die Flächen, Wölbungen und Vertiefungen, alles das flieht und verfolgt einander, daß man niemals sicher ist, die rechte Richtung zu haben.

Louise. Sie haben Recht, das ist sehr mühselig. Wenn Sie ein Gemählde kopiren, da können Sie recht herzhaft auf der Palette eintunken, und auf einmal einen großen Fleck überstreichen, wie wir es alle Tage auf der Gallerie geschehen sehn.

Reinhold. Sie wollen mich nur necken. Sie wissen zu gut, daß die Tinten sich eben so unmerklich und unendlich abstufen, als die Umrisse sich verlaufen.

Louise. Es mag seyn, daß die Schwierigkeiten der Hervorbringung für beyde Künste gleich groß sind; aber das geben Sie mir doch zu, daß die Bildnerey für den Betrachter die sprödere Schwester ist. Die Mahlerey macht es einem leichter, sie zu genießen, sie spricht so unmittelbarer in unsre Sinnenwelt hinein.

Reinhold. Ja, was nennen Sie so etwa genießen?

Louise. Mich der schönen Darstellungen erfreuen, mich daran sättigen, sie ganz in mich aufnehmen.

Reinhold. Das reicht lange nicht hin, um ein Bild gründlich zu beurtheilen, geschweige denn um ihm abzusehn, wie man selbst etwas machen soll.

Waller. Lästern Sie nicht die große Schöpferin der Dinge, die einmal in der Seele des ersten Menschen rief: es werde Licht, und es ward Licht. Das einzelne Wort thut es freylich nicht, eben so wenig als der Zauber der Mahlerey in den abgesonderten Farben auf Ihrer Palette liegt. Aber aus der Verbindung und Zusammenstellung der Worte gehn nicht nur Gestalten hervor: die Rede giebt ihnen auch ein Kolorit und kann stärker oder sanfter beleuchten.

Louise. Brav! Diesmal reden Sie ganz nach meinem Herzen.

Waller. Freylich muß sie, um hierin die höchste Vollkommenheit zu erreichen, auch die Töne mit Wahl zusammenstellen, und die Bewegungen nach Gesetzen ordnen.

Louise. O weh! Es soll also förmlich gedichtet seyn. Mit den Sylbenmaßen habe ich mich niemals abgegeben.

Reinhold. Nun, Waller, zeichnen Sie mir doch einmal den verwünschten Ringer da mit Worten ab, da ich schon mit meiner Kreide so sehr den Kürzeren gegen ihn ziehe.

Waller. Sie verstehen mich unrecht, bester Freund. Es fällt mir nicht ein, mit der Sprache eben das ausrichten zu wollen, was nur ein sinnlicher Ausdruck leisten kann. Ich sage bloß, daß sie fähig ist, den Geist eines Werkes der bildenden Kunst lebendig zu fassen und darzustellen.

Reinhold. Dieser so genannte Geist ist immer nicht die Sache selbst.

Waller. Machen Sie es nicht wie ein berühmter Philosoph, der sich die Auslegung seiner Schriften nach dem Geiste gradezu verbittet und nach dem Buchstaben verstanden seyn will. Für manche Künstler wäre die Vorkehrung freylich unnütz, denn sie haben bloß den Buchstaben der Kunst.

Louise. Lieber starrsinniger Reinhold, wie Sie sich dagegen setzen, daß man Statuen und Gemählde, die für sich ewig stumm sind, auch einmal reden lehren will! Wie soll man sich denn mit ihnen beschäftigen?

Reinhold. Sie unermüdtlich studiren, und dann selbst etwas gutes hervorbringen.

Louise. So arbeitete ja der Künstler immer nur für den Künstler; Eine Gemähldefammlung würde auf die andre gepfropft, und die Kunst fände, wie es leider oft der Fall ist, in ihrem eignen Gebiete den Ursprung und das Ziel ihres Daseyns. Nein, mein Freund, Gemeinschaft und gesellige Wechselberührung ist die Hauptsache.

Waller. Sehr wahr: es ist mit den geistigen Reichthümern wie mit dem Gelde. Was hilft es, viel zu haben und in den Kasten zu verschließen? Für die wahre Wohlhabenheit kommt alles darauf an, daß es vielfach und rasch circulirt.

Louise. Und so sollte man die Künste einander nähern und Uebergänge aus einer in die andre suchen. Bildsäulen belebten sich vielleicht zu Gemählde, (verstehen Sie mich recht, es sollte eine Verwandlung von Grund aus seyn, nicht wie manche Schüler ihre stei-

Waller. Lästern Sie nicht die große Schöpferin der Dinge, die einmal in der Seele des ersten Menschen rief: es werde Licht, und es ward Licht. Das einzelne Wort thut es freylich nicht, eben so wenig als der Zauber der Mahlerey in den abgesonderten Farben auf Ihrer Palette liegt. Aber aus der Verbindung und Zusammenstellung der Worte gehn nicht nur Gestalten hervor: die Rede giebt ihnen auch ein Kolorit und kann stärker oder sanfter beleuchten.

Louise. Brav! Dießmal reden Sie ganz nach meinem Herzen.

Waller. Freylich muß sie, um hierin die höchste Vollkommenheit zu erreichen, auch die Töne mit Wahl zusammenstellen, und die Bewegungen nach Gesetzen ordnen.

Louise. O weh! Es soll also förmlich gedichtet seyn. Mit den Sylbenmaßen habe ich mich niemals abgegeben.

Reinhold. Nun, Waller, zeichnen Sie mir doch einmal den verwünschten Ringer da mit Worten ab, da ich schon mit meiner Kreide so sehr den Kürzeren gegen ihn ziehe.

Waller. Sie verstehen mich unrecht, bester Freund. Es fällt mir nicht ein, mit der Sprache eben das ausrichten zu wollen, was nur ein sinnlicher Abdruck leisten kann. Ich sage bloß, daß sie fähig ist, den Geist eines Werkes der bildenden Kunst lebendig zu fassen und darzustellen.

Reinhold. Dieser so genannte Geist ist immer nicht die Sache selbst.

Waller. Machen Sie es nicht wie ein berühmter Philosoph, der sich die Auslegung seiner Schriften nach dem Geiste gradezu verbittet und nach dem Buchstaben verstanden seyn will. Für manche Künstler wäre die Vorkehrung freylich unnütz, denn sie haben bloß den Buchstaben der Kunst.

Louise. Lieber starrsinniger Reinhold, wie Sie sich dagegen setzen, daß man Statuen und Gemählde, die für sich ewig stumm sind, auch einmal reden lehren will! Wie soll man sich denn mit ihnen beschäftigen?

Reinhold. Sie unermüßlich studiren, und dann selbst etwas gutes hervorbringen.

Louise. So arbeitete ja der Künstler immer nur für den Künstler; Eine Gemähldefammlung würde auf die andre gepropft, und die Kunst fände, wie es leider oft der Fall ist, in ihrem eignen Gebiete den Ursprung und das Ziel ihres Daseyns. Nein, mein Freund, Gemeinschaft und gesellige Wechselberührung ist die Hauptsache.

Waller. Sehr wahr: es ist mit den geistigen Reichthümern wie mit dem Gelde. Was hilft es, viel zu haben und in den Kasten zu verschließen? Für die wahre Wohlhabenheit kommt alles darauf an, daß es vielfach und rasch cirkulirt.

Louise. Und so sollte man die Künste einander nähern und Uebergänge aus einer in die andre suchen. Bildsäulen belebten sich vielleicht zu Gemähliden, (verstehen Sie mich recht, es sollte eine Verwandlung von Grund aus seyn, nicht wie manche Schüler ihre stei-

nernen Akademien in ein Bild bringen) Gemählde würden zu Gedichten, Gedichte zu Musiken; und wer weiß? so eine feyerliche Kirchenmusik stiege auf einmal wieder als ein Tempel in die Luft.

Waller. Es wäre nicht das erste Mal. Sie treffen, ohne daran zu denken, auf die Fabel vom Amphion, die der wackre J. so gern hat, weil er zugleich die Baukunst und die Musik übt.

Louise. Für alle Künste, wie sie heißen mögen, ist nun doch die Sprache das allgemeine Organ der Mittheilung; daß ich bey Wallers Gleichniß stehen bleibe, die gangbare Münze, worein alle geistigen Güter umgesetzt werden können. Also plaudern muß man, plaudern! — Aber mich dünkt, unser Gespräch fängt an im Kreise herumzugehen. Kommen Sie, Reinhold, Ihr Portefeuille zu! Sie werden heute doch nicht mehr an dem Ringer arbeiten. Lassen Sie uns ins Freye hinaus, in das Gebüsch; und weil Sie so sehr für das Ausüben, für das Hervorbringen sind, so wollen wir nicht länger vom Plaudern über Kunstwerke plaudern, sondern ich will Ihnen etwas schon fertig Geplaudertes zum Besten geben.

Reinhold. Ey, das wäre! Da bin ich gleich dabey. Sie wissen, ich bin kein großer Leser, aber wenn man mir vorlesen will und mit so gefälliger Stimme —

Louise. Schade was für die Stimme! Es ist nur, weil Sie unterdessen bequem mit dem Bleystift oder der Feder etwas auf das Papier kriecheln können, was Ihnen zu lassen unmöglich ist.

Waller. Ich bin erstaunt, liebe Louise. Sie haben mir ja nichts von Ihrem Unternehmen merken lassen, außer daß Sie von der Gallerie immer so gedankenvoll nach Hause gingen, wie jemand, der eine Bestellung hat, und um sie nicht zu vergessen, sie sich in einem fort wiederholt.

Louise. Sie glauben also, man müßte Sie bey allem zu Rathe ziehn. Gehen wir, ich erzähle Ihnen den Anlaß unterwegs. — Sie wissen, meine Schwester Amalie hatte gehofft, diesmal nach Dresden mitzureisen zu können; es traten Hindernisse ein, und sie band es mir bey dem Abschiede auf die Seele, ihr etwas von meinem hiesigen Genusse mitzubringen. Da bin ich nun recht treu zu Werke gegangen. Ich bin mißtrauisch gegen meine Flüchtigkeit gewesen, ich habe die Fantasie unter das Auge gefangen genommen, und mich so recht in die Bilder hineinzusehen bemüht. Sie können sich leicht vorstellen, daß ich nicht in Gefahr war, durch den Gebrauch der privilegirten Kunstwörter Amalien unverständlich zu werden. Es erschallt hier zwar genug um mich her von *impasto*, von *Halbtinten*, von *Karnazion*, von *Pyramidalgruppen*, von *Kontrapost*, von *beaux accidens de lumiere* und so weiter, daß ich wohl einige dieser Ausdrücke hätte erhaschen können: aber mir ist, als würde mir durch sie das wieder verdunkelt, was ich an sich klar genug erkenne.

Waller. Einige davon sagen nichts mehr als die Ausdrücke des gemeinen Lebens; andre gehen dar-

auf aus, den Geist der Kunst (mit Ihrer Erlaubniß, Reinhold) auf mechanische Griffe herunterzusetzen.

Reinhold. Jedem Handwerke wird ja seine besondere Sprache vergönnt. Es sind doch mögliche Abbreviaturen, womit man sich am geschwindesten verständigen kann.

Waller. Nur werden sie gar zu oft gemißbraucht, um damit den Kenner zu spielen, da sie nichts weiter beweisen, als daß einer den Buchstaben des Buchstabens inne hat.

Louise. Die Beschreibungen von dem Höchsten und Göttlichsten, die solche zungenfertige, achselzuckende Kenner geben, sind in der That Skelette, todtgeschlagne Bilder, in der Vorrathskammer ihrer dürren Köpfe in den Rauch gehängt.

Waller. Genug von ihnen. Haben Sie bey Ihren Darstellungen kein Vorbild vor Augen gehabt?

Louise. Nicht daß ich wüßte.

Waller. Kennen Sie Diderots Salon de peinture?

Louise. Ob ich das kenne? Ich habe mir aber seine durch und durch geistvollen Schilderungen jetzt mit Fleiß entfernt. Sehen Sie, fürs erste bin ich keine Französin, und dann bin ich eine Frau, und möchte nicht gern für Focquet gehalten werden. Diderot Focquettirt offenbar mit seinem Feuer, seinem leichten Gesellschaftstone, selbst mit seiner brusquerie. Ferner ist es ganz etwas andres: einige der vorzüglichsten Gemählde in einer der ersten Sammlungen, oder eine Ausstellung beschreiben, wo reines und un-

reines neben einander steht, und vielleicht unter dem ganzen Haufen kein einziges Kunstwerk vom ersten Range befindlich ist. Da ist der rittermäßige Ton schon eher erlaubt; Diderot hat doch die Lobsprüche wohl noch zu sehr verschwendet, und unter den vielen Wendungen, womit er das Schlechte abzuweisen weiß, muß man ihm einige wichtige Ungezogenheiten schon zu Gute halten.

Waller. Ich glaube mit Ihnen, daß die Züge seiner Feder unsterblicher seyn werden, als die geschilderten Werke des Pinsels und des Meißels.

Louise. Daß ich Ihnen auch ein Urtheil abfordere: was halten Sie von Forsters Kunstbeschreibungen in seinen Ansichten?

Waller. Es sind eigentlich Ansichten, interessante aber sehr persönliche. Wäre der Kunstsinne des edlen Mannes eben so scharf gewesen, als sein sittliches Gefühl regsam und zart, so hätte er alle Forderungen befriedigt. So aber verwechselt er oft dieses mit jenem, ja es scheint bey ihm nie zu einer rechten Absonderung gekommen zu seyn. Er sucht die Würde des Gegenstandes und vergißt darüber das Verdienst der Behandlung. Deswegen wird er zuweilen unbillig gegen Niederländische Meister, wo das letzte vorwaltet. Manchmal hat er indessen einen liebevollen Enthusiasmus mit viel Seele ausgesprochen.

Louise. Ich will mich nicht rühmen, daß ich schon zu der Abstraktion gediehen wäre, keine Vorliebe für den edleren Gegenstand zu hegen, und die Poesie der Darstellung am Gemeinen mit eben der Lust auf-

zufinden. Ich hatte ja die Wahl. Sie werden nicht böse seyn, wenn ich Sie am meisten in den Italiänischen Saal führe.

Reinhold. Hier, dünkte ich, ließen wir uns nieder: wir können keinen bequemeren und anmuthigeren Sitz finden. Vor uns der ruhige Fluß; jenseits erhebt sich hinter dem grünen Ufer die Ebne in leisen Wellen, dort unten spiegelt sich die Stadt mit der Kuppel der Frauenkirche im Wasser, oberhalb ziehn sich Nebenhügel dicht an der Krümmung hin, mit Landhäusern besäet und oben mit Nadelholz bedeckt.

Louise. Ich bin es gern zufrieden. Sehen wir uns, wir werden hier ungestört seyn. Im Angesicht dieser lachenden Gegend hören Sie vielleicht um so lieber ein paar Beschreibungen von Landschaften, die ich Ihnen gleich zu Anfange geben will.

Waller. Wenn die Mahlerey nur nicht grade in diesem Fache gegen die Größe der Natur am meisten verlore! Alle Landschaftmahlerey ist doch nur eine Art von Miniatur.

Reinhold. Westwegen sollte sie? Miniatur besteht darin, wenn ein Gegenstand klein und dabei mit einer Deutlichkeit in seinen Theilen abgebildet wird, die sie nicht haben könnten, wenn die Verkleinerung von der Entfernung herrührte. Dies braucht der Landschaftsmahler so wenig zu thun, daß es vielmehr allen Zauber zerstört, wenn er es sich zu Schulden kommen läßt.

Waller. Aber wie muß er einen weiten Horizont, ein hohes Gebirge, den gränzenlosen Ozean auf seiner Leinwand zusammendrängen!

Reinhold. Es drängt sich von selbst zusammen. Blicken Sie nur durch eine kleine Fensterscheibe oder durch die hohle Hand ins Freye hinaus, und welche Menge von großen Gegenständen wird Ihr Auge umfassen.

Waller. Dennoch giebt mir das Bild nie den Eindruck einer furchtbaren und unermesslichen Größe wie der Gegenstand in der Natur.

Reinhold. Weil sie uns da so umgeben, oder wir uns ihnen so nähern können, daß sie von allen Seiten über den Schwinkel hinausgehen und das Auge erst allmählig ihre ganze Ausdehnung durchläuft. Dicht unter herabdrohenden Felsenmassen haben wir freylich den Maßstab unsrer eignen Kleinheit sehr bey der Hand.

Louise. Sie haben Recht: es ist ordentlich schauerlich, daß die Welt so groß ist. Wenn ich Abends den gestirnten Himmel sehe, und mir die erstaunlichen Entfernungen denke, so wird mir zu Muthe, wie jemanden, der auf einem kleinen Kahn mitten auf dem weiten Meere schwebt.

Reinhold. Sie denken die Entfernungen auch nur, Sie sehen sie nicht. Die Mahlerey unternimmt ja nicht die Gegenstände abzubilden wie sie sind, sondern wie sie erscheinen. Wie groß erscheint denn die Landschaft vor uns? Ihre Antwort würde hier noch ziemlich ruhig ausfallen, nicht weil Sie den Umfang wirklich sehen, sondern weil Sie ihn historisch wissen. Die Entfernung der Stadt haben wir ungefähr mit den Füßen ausgemessen, und am äußersten Horizont

bemerken wir die viereckigen Felsen vom Königstein und Lilienstein. Aber wie groß erscheint der Himmel? wie groß das Meer? Das Auge an sich kennt nur die scheinbare Größe der Gegenstände in ihrem Verhältnisse unter einander: ein naher Raubvogel, der ein entferntes Wölkchen verdeckt, ist ihm eben so groß. Auf die Entfernungen schließen wir nur aus den gedämpfteren Farben und verlohrneren Umrissen; und so berechnen wir die wahre Größe, indem wir nahe bekannte Gegenstände, einen Baum, eine menschliche Figur als Maßstab zu Hülfe nehmen. Dergleichen setzt der Landschaftler in den Vordergrund hin.

Waller. Muß sie aber doch beträchtlich verkleinern.

Reinhold. So entfernt er sie auch zugleich; nur etwa einigen Kräutern und Blumen ganz am Rande des Bildes giebt er ihre volle Bestimmtheit. Da in diesem Zweige der Kunst die Luftperspektiv vorzüglich zu Hause ist, so hat sie das Mittel ganz in ihrer Gewalt, auf einem kleinen Raume das Große groß darzustellen. Es läßt sich sogar denken, daß sie in das Kolossalische überginge.

Louise. Lassen Sie ihn, Reinhold. Er hat es gegen die Landschaftmahlerey, weil die Alten wenig daraus gemacht haben, und weil er die beschreibende Poesie verabscheut. Vielleicht kommt in den folgenden Beschreibungen etwas vor, was dienen kann, ihn zu widerlegen.

„Ich sah drey Landschaften neben einander, von Salvator Rosa, Claude Lorrain und Ruiss-

dael. Die erste ist eine beschränkte Gegend von Bäumen, Wasser und Gestein. Keine hohen Felsen: rechter Hand nur lehnt sich eine bewachsne Masse von Stein sanft hinauf; durch das mittlere Gesträuch hin wird eine Andeutung in die Ferne sichtbar. Mehr rechts vertieft sich das Wasser in die Büsche hinein; ein großer Stein tritt von der linken Seite (nämlich des Zuschauers, nicht des Bildes; so werde ich die Ausdrücke rechts und links in dem folgenden immer gebrauchen) hell hervor. Auf diesem stehn und sitzen in Gespräch begriffen drey Männer, wahrhaft sprechende Figuren. Aber gleichsam wie die erste Gestalt auf dem Bilde zeichnet sich vor den Bäumen zur Linken ein starker unbelaubter Stamm aus. Er strebt wie ein herrschendes Wesen in die Höhe und Breite, man glaubt beseelte Kraft in ihm wirken zu sehen, und die Männer unter seinen Aesten stehn wie seine Diener da. Die Farben ihrer Kleidung stimmen mit denen des Stammes und den hellen Partien des Gesteins überein; sie gehn ins gelbliche und graue, so daß das Schönste und Charakteristische des Bildes wie erleuchtet aussteht. Alles ist auch hier des Geistes voll, alles ist rege. Die Bäume haben kein ruhiges Laub: die Luft scheint es zu zerreißen, und in lang hinstrebende Parthien zu theilen. Doch tobt kein Ungestüm an diesem einsamen Orte; das stille Blau des Himmels blickt hinter den grauen Wolken hervor, und die Bewegung, die ich erblicke, ist erhabnes Leben, nicht wildes Gemüth. Auf andern Landschaften kann man sich vielleicht absonderter in die Dede verlieren:

hast Du Dich hier einheimisch gemacht, so bist Du in der Gesellschaft einer begeisterten Seele. Es ist, als führten die wunderbaren menschlichen Gestalten zur näheren Gemeinschaft mit ihr: die romantische Stellung und Tracht, wiewohl diese nur einfache Landleute oder Bewohner der Wildniß ankündigt, der Ort wo sie sich bereden, alles macht die bedeutendste Gegenwart. Nicht der Zufall hat sie versammelt, sie sind eins mit dem Ganzen, und vollenden den bestimmten Ausdruck, den selbst der oberflächliche Beobachter nicht verkennen wird. Wen auch Landschaftsstücke sonst gleichgültig ließen, auf den würde dieses noch die Wirkung eines historischen Gemäldes machen können, wie die Musik wenigstens zu irgend einem großen Text.

Claude Lorrains Imagination ist gemäßigt und in der schönen Wahrheit daheim. Sein warmer lichter Himmel, seine feuchten bewachsenen Felsen, über denen der Duff der Vegetazion schwebt, sind in ihrer Gattung wie die Farbengebung des Lizian. Das Stück, von welchem die Rede ist, stellt eine wirkliche Gegend bey Neapel vor. Man sieht Ischia und Capri über den Horizont hervorragen. Zwey hohe Felsenparthien treten von der Rechten ins Meer hinein, und das Meer in Schatten zwischen sie. Dahinter ist die Stadt nebst Hafen und Schiffen angedeutet. Dicht vor dem Bilde verliert sich die Ferne, man wird kaum die Spur des Pinsels gewahr: in der gehörigen Weite zeigt sie sich eben so treu und zweifelhaft, wie das Auge sie in der Wirklichkeit abreicht. Auf der linken

Seite des schmalen Vorgrundes stehen ein paar himmelhohe Bäume, die das Ganze für den ersten Blick so schön einschließen. Hinter dem Vorgebirge erhebt sich wie eine Wolke der Gipfel des Vesuv, dessen unterirdische Flammen vor der Morgensonne erblaffen. Sie leuchtet mit sanftem Schein um die Felsen her. Keine Lichtgesäumten Gewölbe; es ist reiner Glanz, nur vom Hauch der Frühe gemildert, und der Körper selbst eben sichtbar, der ihn ausströmt. Unbeschreiblich harmonisch vermischt er sich mit dem grünlichen Meer, worauf auch der Nebel noch ruht, kaum gefärbt von dem Strahle, welchen die Sonnenscheibe herübersendet. Die ganze Luft ist mitgemahlt: kein Gegenstand steht nackt da, ihr durchsichtiger Schleyer ist über ihn geworfen. Man sieht in die Vertiefung zwischen die Felsen, oder auf die weite Meeresfläche hinaus: der Gesichtspunkt ist überall gleich vortheilhaft. Es ist aber in der Natur dieser Landschaft, daß man in sie hinausblickt, ohne in und auf ihr zu wohnen. Sie bedürfte daher keine Figuren zu ihrer Belebung. Eine solche Ferne scheint doch niemals einsam, das Leben des Unbeseelten webet über ihr, das wiederum Seele aus sich selber schafft. Da Claude keine Figuren malte, so hat Allegrini den Vorgrund mit einer Gruppe verziert, wo Aeis und Galatea lieblosend zusammen ruhn; auf dem Vorgebirge liegt der eifersüchtige Polyphem. Das Zelt von violetter Farbe, welches die Liebenden schirmt, und ihre hellen Gewänder ziehn doch das Auge zu sehr an sich, und stören anfangs die süße Ruhe, die über die Landschaft ausgegossen ist. Denn

man muß sich keinesweges einen prahlenden Sonnenaufgang dabey denken. Das Auge wird im Vorgrunde durch die Schatten, worin dieser und die Felsen ruhn, geschont, und in der Ferne durch die stille Behandlung des Glänzenden. Man entdeckt nicht einmal die Sonnenscheibe sogleich, und der Tag scheint erst höher herauf, indem man vor dem Bilde steht.

Wie ganz anders ist Ruissdael und doch wie vorzüglich, selbst in seiner Beschränktheit! Hier ist ein seiner größeren Stücke, eine durchsichtige Baumgegend auf wasserreichem Moorgrunde. Jeder Stamm sondert sich von dem andern, und weicht bis zu der fernem Helle, unter dem Laubwerke hin, zurück. Eine glänzende Wolke, halb hinter den Wipfeln der Bäume versteckt, wirft die herrlichsten Widerscheine zwischen sie auf den Boden hinunter, welche das breite Gewässer des Vorgrundes nochmals in einen dunkeln Spiegel aufnimmt. Dieses ist mit Pflanzen und Gesträuch durchwachsen, die seine Schatten vertiefen, und zugleich durch die Reflexion der kleinsten wie der großen Gegenstände ganz durchsichtig machen. Die vorderen Stämme heben sich um so mehr hervor, weil es meistens Buchen mit weißer Rinde sind; der ansehnlichste darunter ist völlig nackt, und stellt sich, besonders wo er oben herunter schräg abgespaltet ist, sehr täuschend dar. Die durch Verschiedenheit der Töne äußerst mannichfaltigen Baumpartien sind mit so viel Freyheit als Fleiß gearbeitet. In einigen bräuneren Tinten zeigt sich der nahende Herbst. Das Laub selbst hat wenig Abwechslung. Ruissdael kannte nur

eine einseitige Natur, allein in dieser hat er eine Wahrheit, die jedesmal wieder innig aus ihm selbst hervorzugehen scheint. Was er darstellt, ist oft schauerlich oder dürftig; die Behandlung läßt uns aber bey ihm an Orten verweilen, wo wir uns in der Wirklichkeit nicht wohl befänden. Er zieht dabey die Gegenstände so nahe an sich heran wie möglich, und läßt nur selten eine Ausflucht in die Ferne zu, ihnen zu entkommen. Wo seine Schatten nicht nachgedunkelt haben, die auf manchen seiner Bilder undurchdringlich sind, ist sein Grün von großer Wahrheit, und wie aus den frischesten Quellen getränkt. Hier ist es zugleich gefällig und dieser sanftere Ton erstreckt sich bis auf den Himmel, den er sonst meistens aus dem neblichten Norden nimmt. Ueberhaupt schwimmt das Ganze in nasser Klarheit, und wenn von ungefähr ein Sonnenblick darauf fällt, wird es in Magie verwandelt. Eine Hirschjagd belebt die Szene, oder vielmehr sie soll es thun. Adrian van der Velde hat die Figuren darauf gesetzt, und sie sind nicht ganz mit dem übrigen durch die nächsten Wirkungen verbunden. Der Jäger, der am Ufer hinsprengt, macht sich gut. Der Hirsch aber, welcher durch das Wasser setzt, und die Hunde ihm nach, lassen hier keine Bewegung zurück, die eine wahre Schönheit hinzugefügt hätte, und spiegeln sich ganz bestimmt in ruhiger Fläche. Freylich wird man diesen Mangel nur spät gewahr in dem harmonischen Bilde, vor dem man mit Wohlgefallen und Bewunderung verweilt, ob Ruysdael gleich nicht so lieblich die Sinne bezaubert wie Claude, noch so lebendig zum Geiste redet wie Salvator."

Sind Sie ausgeföhnt, Waller?

Waller. Mir däucht, Sie erheben die Darstellung zu sehr gegen die Natur, da Sie doch durch Ihre Schilderung jene zum Theil wieder in diese verwandeln.

Louise. Das letzte ist wahr: seit ich mich mit diesen Dingen viel beschäftige, sehe ich eine wirkliche Gegend mehr als Gemählde, und ein Landschaftsstück suche ich mir zu einer wahren Aussicht zu machen. Aber wie können Sie mir das erste vorwerfen, da Sie immer davon ausgehen, der menschliche Geist schreibe der umgebenden Welt sein Gesetz vor, und schaffe und modle sie nach sich?

Reinhold. Ich muß Louisen vertheidigen. Es versteht sich von selbst, lieber Freund, und wir geben es gleich zu, daß die Kunst als bloße Abschrift der Natur gegen das ewige Regen und Weben derselben unendlich zurückstehen müßte. Eben deswegen soll sie den Abgang durch etwas von wesentlich verschiedner Art ersetzen. Der Künstler kann die landschaftliche Natur nur durch Wahl und Zusammenstellung verbessern, nicht an sich erhöhen. Dagegen leiht er dem Anschauer seinen erhöhten Sinn für sie, oder vielmehr er stellt den allgemeinen Sinn her, wie er ursprünglich beschaffen ist. Er lehrt uns sehen. Drollig genug, daß man es in dem Grade verlernen kann. Aber wann sieht man auch einmal um des Sehens willen? Es geschieht immer in andern Geschäften. Man rühmt den Sinn des Auges als den edelsten, und den Verständigen mag er es deswegen seyn, weil er zur Erkenntniß so behülflich ist, dem großen Haufen gewiß nur wegen seiner Brauchbar-

keit in der Haushaltung. Es ist uns gar nicht darum zu thun, wie die Dinge erscheinen, sondern wie sie sind: das heißt, wie sie sich greifen und handhaben lassen. Wir begnügen uns, ein Individuum immer wieder zu erkennen, und die wirklichen Veränderungen wahrzunehmen, die mit ihm vorgehn, ohne auf die tausend verschiedenen Ansichten zu achten, unter denen es sich uns darbietet. Von der ersten Kindheit an verbinden wir mit dem Gebrauch des Auges Wahrnehmungen anderer Sinne und eine Menge Schlüsse, die uns so ge-
läufig werden, daß wir alles unmittelbar zu sehen glauben. Im Grunde sind wir uns aber dessen was uns umgiebt, so lange es beym Gewöhnlichen stehen bleibt, mehr bewußt in so fern wir es wissen, als in so fern wir es sehen.

Waller. Mit dem Gehör geht es im Ganzen eben so zu. Die Anlage zum Mahler und Musiker liegt also wohl darin, daß man von Jugend auf diese Sinne nicht bloß wie Hausthiere zähmen und abrichten läßt, sondern neben der nützlichen Anwendung ihre freye Thätigkeit und die Lust daran behauptet.

Louise. Ja ja, der Geruch ist am Ende der edelste und am meisten poetische Sinn, weil er weniger dem Bedürfnisse dient. Seine lieblichen dunklen Anregungen scheinen mir am nächsten mit den Zaubereyen der Phantasie zusammenzuhängen: der Duft einer Orangenblüthe versetzt mich in die glückseligen Inseln.

Reinhold. Wenn meine Bemerkungen richtig sind, so wissen wir auch, was wir von dem Urtheile derer zu halten haben, welche die Färbung und Be-

leuchtung, die Mittel, wodurch die Körper erst erscheinen, zu untergeordneten Theilen der Malerney, oder wohl gar zu unwesentlichen Reizen derselben herabsetzen. Sie ist ja eigentlich die Kunst des Scheines, wie die Bildnerney die Kunst der Formen; und wenn ich nicht fürchtete, in Ihre philosophischen unausführbaren Forderungen hineinzugerathen, Waller, so möchte ich sagen, sie soll den Schein idealisiren. In der Wirklichkeit gewöhnen wir uns, über ihn weg, oder durch ihn hindurch zu sehen: wir vernichten ihn gewissermaßen unaufhörlich. Der Maler giebt ihm einen Körper, eine selbständige Existenz außer unserm Organ: er macht uns das Medium alles Sichtbaren selbst zum Gegenstande. Wir sollen also bey dem Schein verweilen, und wie kann er das verdienen, wenn er nicht auf das bedeutendste und wohlgefälligste gewählt und dargestellt wird.

Waller. Die Malerney soll also täuschen?

Reinhold. Nicht doch: auch bey der kunstvollsten Nachahmung ist sie schon dadurch vor diesem Abwege gesichert, daß es ihr an einer wahren Lichttinte fehlt.

Louise. Haben Sie die durchsichtigen Mondscheinlandschaften schon vergessen, womit wir uns manchmal unterhielten? Die sind doch mit wahren Lichte gemahlt.

Reinhold. Dafür sind sie auch keine Kunstwerke, sondern nur eine artige Gaukeley.

Waller. Aber die Täuschungen, die, wie man bezeugt, wirklich durch Gemälde hervorgebracht worden sind?

Reinhold. Sie fanden vermuthlich nur bey besondern Veranstaltungen und auf einen Augenblick Statt. Am empfänglichsten dafür werden entweder solche seyn, die ihre Sinne blindlings gebrauchen, ohne sich im mindesten Rechenschaft davon zu geben; oder im Gegentheil die Meister im Sehen, deren Einbildungskraft immer auf die Erscheinung gerichtet ist.

Louise. Auf die Art hätte die Fabel vom Zeuxis und Parrhasius, daß sie mit ihren gemahlten Sachen die unvernünftigen Thiere betrogen haben, demnächst aber einer den andern, einen recht feinen Sinn.

Waller. Bey der Abstraktion, worin Sie das Wesen der Malerey fassen, und der Ausdehnung, mit der Sie ihre Gränzen bestimmen, nehmen Sie auch wohl das Stilleben in Schutz?

Reinhold. Ganz gewiß.

Waller. Und machen die Landschaftmalerey zur höchsten Gattung, weil in ihr das bloße Phänomen eine so wichtige Rolle spielt?

Reinhold. Vielleicht. Indessen halte ich überhaupt nichts von solchen Rangstreitigkeiten.

Waller. Man sieht aber doch, daß die Landschaftler, wo sie können, über ihre Gattung hinaufstreben. Sie bevölkern die Szene nicht nur mit Figuren, sie bringen Geschichten darauf an; und wenn sie dazu selbst nicht genug zu zeichnen wissen, so lassen sie sie von andern hinsetzen. — Als ob ich Ihre Vorliebe

für den Salvator Rosa nicht gemerkt hätte, Louise, die Sie eben darum hegen, weil er die Natur bloß wie eine Schrift braucht, in deren großen Zügen er seine Gedanken hinwirft. Wenn ein Satyriker zum Landschaftmaler gemacht ist, so werden Idyllendichter sich wohl mit Glück im Schlachtenmahlen versuchen.

Louise. Ich gestehe, wenn man sagte, diese Landschaft rühre von einem Dichter her, so würde ich nicht auf einen Idyllendichter rathen, jedoch auch schwerlich auf einen Satyriker, vielmehr auf einen feurigen Lyriker, und das ist Salvator vielleicht in seinen Satyren. Wenn der Mahler, wie Reinhold sagt, dem Scheine einen Körper giebt, so muß er ihm ja auch eine Seele einhauchen, und dies darf doch wohl seine eigne seyn.

Reinhold. Allerdings kann der Landschaftmaler zu willkührlich in die Natur hineindichten. Allein es ist ein wesentlicher Mangel, wenn man der Darstellung sogleich auf den Grund sieht, wenn sich der Schein in die bezeichneten Gegenstände gleichsam verliert.

Louise. Da Sie mir das eigentliche Kritisiren verboten haben, so freue ich mich, daß ich auf ein Beyspiel zu Ihrer Kritik gestoßen bin. Hören Sie nur.

„Eine große Landschaft von Hackert*), vier bis fünf Fuß hoch und etwa sechs Fuß breit, worauf eine Gegend von sehr weitem Umkreis bey Neapel ab-

*) Im Besitz des Herzogs Albert zu Sachsen-Teschen, jetzt mit andern Stücken zu Dresden im Zwinger befindlich.

gebildet ist. So wie Du davor stehst, vergiffest Du bald die Malheren, und befindest Dich in einem entzückenden Lande. Du stehst auf dem braunen Vorgrunde, der von dem nächsten Boden durch einen weiten hinter ihm verborgnen Zwischenraum abgeschnitten ist. Ein weiter Kreis von Hügeln thut sich auf, die sich von einer Seite höher hinan lehnen und ringsum anmuthig heben und senken; die Augen ruhn auf einem stillen See aus, den jene in ihrem blühenden reichen Schooß eingeschlossen halten, und der gleichsam wieder das Auge der Landschaft ist. Jenseits der Hügel zeigt sich, da der Standpunkt ziemlich hoch angenommen worden, eine angebaute Ebne, mit leichten Erhöhungen und Dörfern. Ein Streif des Meeres scheidet das Land vom Horizont, über den der Gipfel einer vulkanischen Insel hervorragt und Schiffe sichtbar sind. Der heiterste Himmel mit wenigem Gewölk füllt den weiten obern Raum aus. Zu beyden Seiten des Vorgrundes erheben sich hohe Bäume; die zur Linken auf Felsenstücken, zwischen denen sich ein mit Fuhrwerk und Menschen besetzter Weg hineinzieht. Die Hügel sind mit Gebüsch und Kieben, lieblichen Anpflanzungen und Wohnungen jeder Gattung überdeckt; zur Linken zeichnet sich eine größere Burg aus. Dieses reiche Detail können keine Worte aufzählen, da kaum die Augen dessen mächtig werden. Es ist mit großer Leichtigkeit und einem zugleich flüchtigen und genauen Pinsel dargestellt: nicht die Thüre in der Ecke eines Weinbergs, die offen steht und auf die Mauer daneben Schatten wirft, ist weggelassen, und alles durch den

Duft einer glänzenden Helle in einander gewebt. Der Widerschein der Gegenstände im klaren See wird zum Theil noch von der Sonne erleuchtet: der Himmel geht in einem etwas tieferen Azur aus diesem Bade hervor. Die großen Bäume sind voll und kräftig hingeworfen; der linker Hand erscheint nur zu röthlich, samt den Felsen darunter, die in Dietrichschem Geschmack behandelt sind. Die weite Ferne ist täuschend. Der Ton der Hauptparthie weicht beträchtlich vom Vorgrunde ab, und geht schon ins Graue über. Nach mehren Landschaften von Hackert könnte dieß, so wie der hohe Standpunkt, Gewohnheit bey ihm seyn: hier unterbricht es indessen die Harmonie nicht. Alle Farben des Bildes sind wie fein Himmel, sanft und freundlich, nicht stark aufgetragen, aber auch nicht durchsichtig, so daß man sie eher für gouache als für Del ansehen möchte. Kein Lüftchen regt die Blätter oder kräuselt die Wellen; die südliche Heiterkeit ist überall ausgedrückt.

Woher kommt es aber, daß dieß blendende Gemählde in seiner weiten Ausdehnung dennoch keinen Eindruck von Größe und erhabnem Reiz macht, und nur wie ein leichter Sirenengesang in die Wirklichkeit lockt, die es wiederzugeben versucht? Ich glaube, weil es sie nach Art einer camera obscura wiedergiebt: das Große in einer netten Verkleinerung. Es wirkt weniger als die Natur vermag und doch nicht genug als Kunst. Vielleicht giebt es Flecke auf der Erde, die zu üppig für die Darstellung sind, welche sich gern Beschränkungen gefallen läßt, um dann erst, wie

über ihren Umfang hinaus, unendlich zu werden. Auch ließe sich denken, daß ein Künstler diesen Reichthum in einfachere Massen auffaßte, und durch das, was er anzudeuten unterließe, das Schönste in der Wirklichkeit erst in das Große für die Kunst verwandelte. So viel ist gewiß, Claude Lorrain, der in der nämlichen Natur lebte und mahlte, ist in einem edleren Styl mit ihr umgegangen. Und dann hat Hackerts Landschaft noch einen wesentlichen Mangel: der Schatten im Ganzen fehlt. Alles steht in schimmerndem Licht und reinen Farben da.“

Reinhold. Das Kritisiren lassen Sie sich denn doch nicht gänzlich untersagen, Louise.

Waller. Wie billig. Wir können nicht charakterisiren, ohne daß darin auf gewisse Weise ein Urtheil enthalten wäre. — Ich gestehe, die Beschreibung hat mir größere Sehnsucht nach dem Lago Salernitano erregt, (denn dieser ist, wie ich höre, der Mittelpunkt der Aussicht) als nach dem Gemählde, das ich noch nicht Gelegenheit hatte zu sehen.

Louise. Jetzt müssen Sie mir nach Deutschland zurück folgen, und zwar zu unsern ehrenfesten Vorsätzen. Ich habe ein altes Porträtstück beschrieben.

Waller. Das Porträt sollte vorzüglich ein Deutsches Talent seyn, da wir eine so treue Nation sind.

Louise. Keinen Spott! Es giebt eine knechtische und eine freygesinnte, edle Treue, wovon Sie ein Beyspiel sehen sollen.

„Die gute alte Zeit, wo ein Familiengemählde noch ein Denkmal der Frömmigkeit, nicht der Eitelkeit

seyh dürfte! Sie war des weisen Künstlers werth, der seine Personen nicht mit fremden Zierlichkeiten verkleidete, sondern ihre eigne Sitte und Art ausdrückte, und sie wahrhaft auf die Nachwelt brachte. So hat Holbein einen Bürgermeister von Basel, Jakob Meyer, mit den Seinigen gemahlt, wie alle sich der Mutter Gottes und dem Jesuskinde weihen. Diese steht in der Mitte unter einer Blende, zu ihrer Rechten kniet der Vater mit zwey Söhnen, zur Linken die Schwiegermutter, Frau und Tochter. Der Vater, zunächst an der Jungfrau, nach ihr hin, doch etwas mehr vorwärts gewandt; wie es scheint, (denn er wird größtentheils verdeckt) auf beyden Knien liegend. Seine Kleidung ist schwarz mit Pelz gefüttert. Der Kopf mit dem kurz abgeschnitzen dunklen Haar drückt sich in den Nacken, das Kinn tritt vor, die gehobnen Hände greifen fest in einander. In seinen Geberden ist eine kräftige Inbrunst, ohne alle Frömmelhey und Abgeschiedenheit von der Welt. Man sieht wohl, er faßt diese heilige Pflicht so herzlich an wie jede irdische, und der biedre, wackre Bürger trägt die rüstige Thätigkeit seines Lebens in seine Andacht über, zugleich mit aller Würde, die ihn begleitet, wann er zu Rathe sitzt. Es ist ein herrliches unbekümmertes Zutrauen in dem Kopfe; das Gebet scheint die gesunde natürliche Farbe noch ein wenig erhöht zu haben. Kein Zug ist schlaff; sie drücken alle das wohl und recht gemeynte der Handlung aus, ohne daß doch einer überflüssig angestrengt würde. Dieß giebt ihm ein schönes Gleichgewicht, und eben das wahre Ansehen von schlichter bür-

gerlicher Kraft, welches dadurch noch verstärkt und selbst veredelt wird, daß der Kopf nicht durch die Kleidung vom Körper getrennt, sondern der ganze Hals sichtbar ist. Er hat ganz denselben Charakter wie das Gesicht, und ist mit seinen wenigen leisen Falten, die der Böslichkeit mehr wie dem Alter zu gehören scheinen, auch so kernhaft gemahlt. Wäre er verdeckt, so könnte es aussehn, als ob der Nachdruck des Kopfes gleichsam aus der Kleidung hervorgepreßt wäre; nun gewinnt er ein weit freyeres und männlicheres Ansehen. Vor dem Vater kniet ein artiger Knabe, von zehn bis zwölf Jahren vielleicht, in einem hellbräunlichen weiten Rock, mit purpurnen Sammtstreifen, die mit goldnen Knöpfen geschmückt und befestigt sind. Er lauscht seitwärts weg, auf den kleineren Bruder hin, den er, die eine Hand lose auf seiner Schulter, die andre an seiner Brust, stehend vor sich hält. Sein Auge ist beynah trübe gegen des Vaters glänzend schwarzes, aber der Mund ist schön und bedeutend; der Kopf sehr länglicht; das helle starke Haar, im Nacken abgeschnitten, umschließt das Gesicht in ziemlich graden Linien und Ecken. Das blonde krausköpfige Bübchen steht dagegen, ganz seiner holden kindlichen Natur überlassen, nackt vorn auf dem Bilde, es hält den linken Arm mit der offenen Hand niederwärts ausgestreckt, und blickt ebenfalls nach der Seite hinunter. Sein Körper ist äußerst lieblich, zart und rund gehalten bey der großen Bestimmtheit der Zeichnung, das Gesichtchen recht schalkhaft, und so macht es den artigsten Kontrast gegen die Uebrigen, wie eine reizende

Blume in einem nüglichen Garten. Es ist eben so sehr außer der Familiengruppe, wie das Jesuskind, dem es an Schönheit aber überlegen ist. — Die weibliche Seite ist dieses Mal nicht die annehmlichste: hier offenbart es sich, daß die mit so viel Selbstständigkeit und Liebe dargestellte Einfalt der Sitten nicht schön und natürlich, sondern eine gothische Eingeschränktheit ist, die für diesen Theil der Familie nothwendig in das Klösterliche übergehen muß. Hier sehen wir keine Hausmutter mit blühenden Töchtern, sondern zwey Nonnen von gesetzten Jahren. Die ältere kniet nächst der Blende, aber etwas weiter zurück als der Vater gegenüber. Von ihrem Gesicht ist nur ein kleines Dreyeck sichtbar: die weißen leinenen Tücher, die sie um den Kopf gebunden, schneiden sich auf der Wange, schräg vom Kinne herauf und vom Auge herunter. Unter dem Auge feine Fältchen. Die nämliche Tracht läßt bey ihrer Tochter doch mehr von dem Gesicht sehen: das Tuch geht nur unter dem Kinne durch, und auf der Stirn liegt ein durchsichtiger Streif. Beyder Kleidung ist schwarz, am Kragen mit Pelzwerk gefüttert: alles ist dicht und schwer eingehüllt, bis auf die Fingerspizen, die den Rosenkranz zählen. Auch im Gesicht der letzten ist keine gegenwärtige Regung zu bemerken, doch schaut sie verständig aus großen braunen Augen. Man sieht wohl, daß diese das Hauswesen angelegentlicher betreibt, als selbst den Dienst der Heiligen. Die Tochter sieht man ganz im Profil, nach damaliger Weise kostbar geschmückt, weiß mit Gold, die Ärmel sorgfältig bis auf die Knöchel der Hand

gefaltet und gepufft, um den Hals ein gestickter steifer Kragen, der Kopfsuß sehr künstlich in Perlen und Filagran gearbeitet, an der Seite ist eine Flechte von braunem Haar darum her gebogen. Sie hat eine helle zarte Gesichtsfarbe, und macht darin, wie in der Pracht des Puges, dem sehr länglichten Kopf und matteren Augen das Gegenstück des Bruders. Nur ihre Stellung ist ungeschickter: auf beyden Knien liegend, den Leib vorgebogen, den Kopf geneigt, die Schultern zurück. Sie betet am Rosenkranz, und sieht, die Wahrheit zu sagen, dabey etwas langweilig und etwas albern vor sich hin: man weiß nicht, ob es die Albernheit der Langeweile, oder die Langeweile der Albernheit ist. Sie gleicht einer Blüthe, die in harter Schale verschlossen gehalten wird, bis die Jahreszeit vergeht, in der sie sich entfalten könnte. Aber wie wahr und treu so recht das eigenste dieser Beschränkungen ergriffen ist, und wie die Mutter Gottes nun mit höherem freyeren Wesen dagegen erscheint, in holdseliger Pracht eine demüthige geistliche Königin! Ihre Ergebung ist liebevoll, ihre Züchtigkeit milde, sie senkt den Blick anmuthig, und die volle Wölbung der Augenlieder läßt seelenvolle Augen unter ihnen vermuthen. Der Mund ist von großer Lieblichkeit, unter den Augen aber fehlt diese: es ist da wie eine leere Stelle, wo sie verflozen wäre. Sie trägt auf dem Haupt eine reiche Krone, deren schmale Bogen wie Blenden jeder ein Heiligenbild, künstlich in Gold gearbeitet, enthalten; die aber, etwas zurückgeschoben, die hohe reine Stirn ganz erkennen läßt. Ihr blondes Haar fließt

anfangs bey nahe schlicht, nachher in dünnen Wellen über die Schultern herab. Ihre Kleidung ist ein dunkelgrüner Mantel, wovon wenig zu sehen, über einem noch dunkleren grünen Gewand, das fast wie schwarz ausfieht, und von einem vorn geknüpften rothen Bande umgürtet wird. An den Armen, vom Ellbogen an, kommt ein Unterkleid von Goldstoff zum Vorschein. Sie hält das Kind hinter den still übereinander gelegten wunderschönen Händen, an denen die Finger unbeschreiblich zart auslaufen, und die Grübchen die feinste ja seelenvollste Bewegung ausdrücken. Die rechte sieht man ganz ausgestreckt bis auf den Daumen, von der linken unterwärts einige Finger, und dahinter die Beine des Kindes; das dreyfache Fleisch ist durch die Abstufung der Schatten vortrefflich gesondert. Ich halte diese Maria nicht für ein Portrait, sondern aus der Idee gemahlt. Sie ist aber keine Italiänische Madonna, sondern eine deutsche liebe Frau, zu der solche Frauen wie die neben ihr knieenden mit Zuversicht beten können. In dem Jesus ist nichts hohes, auch nichts fröhliches, aber eine rührende Kindlichkeit. Er lehnt sein Köpfchen auf der einen Hand an den Hals der Mutter, als suchte er, fast überdrüssig, seine liebste Zuflucht auf; die andre ist wie zum Segnen ausgestreckt, und erscheint daher verkürzt, der ganze Körper aber nach Verhältniß der übrigen Figuren, die alle unter Lebensgröße sind, sehr klein.

Der bewundernswürdige Fleiß in den Beywerken ist nicht zerstreuet: die viereckigen Zierrathen des

unten liegenden orientalischen Teppichs sind durch eine große Falte gebrochen, und eben weil alle Verzierungen, auch der Kleidung, so sehr ins kleine gehn, zeichnen sich die Züge und Umrisse des menschlichen Antlitzes viel bestimmter und reiner daneben ab, als etwa bey überflüssigem Prunk fliegender Gewänder und hingeworfner Falten. Der Ton des Ganzen nähert sich schon ziemlich dem Harmonischen. Die Gesichtsfarben sind durchaus wahr, und besonders am männlichen Theil der Familie schön nach dem Alter unterschieden. Die Köpfe der älteren Frauen stechen gegen die bläulich weißen Tücher nur ein wenig zu braun ab. Immer wird der erste Blick weniger anziehen als die nahe Untersuchung, die mit zunehmender Liebe an dieses Bild fesselt. Holbein bewährt sich darin ganz als den sinnreichen Meister von eben so einsichtsvollem, klarem und ruhigem Geiste als kunstgeübter Hand, der das Schöne erkannte und ausdrückte, jedoch auch dem minder Schönen treu oblag, um es durch die innige Wahrheit zu adeln, und das alles ohne Umfassung und Geräusch."

Reinhold. Die Erinnerung an die Zeit, wo wir auf dem Wege waren, eine ächte einheimische Kunst zu bekommen, wenn ungünstige Umstände und die Sucht des Fremden es nicht verhindert hätten, macht mich immer recht wehmüthig. Haben Sie Dank, daß Sie mit so ehrerbietiger Bewunderung bey dem alten Holbein verweilten. Sie haben in der That ein Bild von ihm gewählt, woraus man ihn ganz kennen lernen kann.

Louise. Nicht wahr? Sie hätten mir so vie Ruhe und Gründlichkeit gar nicht zugetraut?

Waller. Ich weiß nicht, warum uns Holbein so sehr alt vorkommt, da er doch grade in der blühendsten Periode der Italiänischen Kunst lebte. Bey seinem Vorgänger Albrecht Dürer, der auch Zeitgenosse Raphaels war, ist dieß in noch weit höherem Grade der Fall. Ist es den deutschen Malern etwa ergangen, wie dem Weibe und den Töchtern des Baseler Bürgermeisters?

Reinhold. Sogar alterthümlich finde ich das Ansehen von Holbeins Werken nicht: sie stehen darin ungefähr auf einer Stufe mit denen des Leonardo da Vinci, der freylich erst als Greis das neue Künstlergeschlecht aufblühen sah. Auch in der Art des Fleißes sind sie zu vergleichen. Stellen Sie nur das Bildniß eines Mailändischen Herzogs von Leonardo, und Holbeins Heinrich den achten von England neben einander.

Louise. Still vom Leonardo! Sie möchten mir vorwegnehmen, was ich von ihm sagen will. Vorher noch einige andre Beschreibungen.

Waller. Sie sparen das Liebste bis zuletzt.

Louise. Ich bin Kind genug dazu.

„Es giebt unter den christlichen Sagen manche Gegenstände für den Maler, die eben durch ihre Einfachheit reich sind, weil er sie sich denken kann, wie er will. So ist bey der Flucht nach Egypten, und der Ruhe während derselben nichts vorgeschrieben, als die holde Mutter und das Kind, ihren alten väterli-

chen Freund, und allenfalls den dienstbaren Gefährten, den Esel, unter freyem Himmel zu versammeln. Keine Handlung, die künstlich gruppirt werden müßte, und doch eine Situation, die so schön gruppirt werden kann. Ferdinand Boll und Trevisani haben sie in einem ganz verschiednen Sinne genommen. Der erste stellt eine Landschaft vor, wo alles erstorben scheint, und das Grün der wenigen breitblättrigen Pflanzen und des Buschwerks sich in ein trocknes Braun verwandelt hat. Grau oder Braun ist der Ton überhaupt; keine einzige frische Farbe erquickt das durstige Auge. Am Fuß eines Felsen sitzt die erschöpfte Familie. Die Züge der Mutter haben der Angst und dem Hunger schon nachgegeben, ihre bleichen Wangen sind eingefallen, der Mund schließt sich nicht mehr, die Augenlieder sinken herab. Sie stützt den Arm auf eine Stufe des Felsen, und den müden seitwärts gebogenen Kopf in die kraftlose Hand. Er ist mit einem weißen Tuche so umwunden, als ob dieses eher Schmerzen lindern als schmücken sollte. In der Lage ihres Körpers ist nicht die mindeste Anstrengung zu bemerken: von allen Bedürfnissen scheint das der Ruhe allein schmerzlich befriedigt. Sie blickt zum Kinde herab, das ganz eingewickelt auf einem länglichten Kuffen in ihrem Schooße eingeschlummert ist, eine welkende Blüthe, abgefallen von der mütterlichen Brust, deren Quellen versiegt sind, und die auch durch ihre Form nicht an die frohe Schönheit glücklicher Tage erinnert. Von der ziemlich schweren Kleidung umschlossen, ist sie nur zur Hälfte durchsichtig bedeckt.

Sie sollte es ganz seyn. Das kahle Köpfchen des Kindes ruht in zu ähnlicher Rundung daneben. Ihr anderer Arm ist über das Kind hingestreckt, um es zu halten. Die rothen sammtnen Ärmel, die bis zur Hand reichen, sind verblichen, wie die Farben der übrigen Gewänder von Sonne und Staub angegriffen, was mit der äußersten Wahrheit ausgedrückt ist. Joseph sitzt höher am Felsen hin, so daß seine Gestalt über der Mutter hervorragt, und er so das traurige Schauspiel mit grade vor sich hin gesenktem Haupte übersteht. Es ist ein jüdisches braves Gesicht, eine hohe bleiche Stirn, deren Ecken sehr weit hinaufgehn. Die äußre Kraft scheint ihn, so krank er ist, weniger verlassen zu haben als die innre: in den Zügen des Gesichts ist die Unthätigkeit der Verzweiflung; die Hände haben noch Regsamkeit, wenn nur etwas da wäre, was sie ergreifen könnten, um die Mutter damit zu laben. Den Korb zur Seite füllt kein Vorrath weiter als Tücher und der Krug hat kein Wasser mehr. In der Ferne erscheint eine Brücke, aber vielleicht ist der Bach ausgetrocknet. Von der Felsenseite des Vorgrundes dehnt der Esel seinen geduldigen Hals hervor, und nagt an dem hölzernen Sattel, der ihm als Krippe hingestellt ist, aus der einzelne Halme Stroh ragen. Alles ist hier das treue Bild menschlicher Noth, kein göttlicher Funken darin, der sie erhebt, kein Leuchten der Hoffnung das sie mildert. Der mitleidige Blick wendet sich weg, bis er durch Ueberlegung besänftigt wiederkehrt, um die vollkommne Wahrheit in dieser Darstellung der leidenden irdischen Natur zu bewundern.

Trevisani hat sie mit fröhlichem Muth über das Bedürfniß weggehoben. Seine Landschaft schon ist gefällig erfunden: zur Rechten vorn ein hohes Fußgestell mit dem Untertheil einer zerbrochnen Statue, die freylich nicht in Egypten sondern in Griechenland zu Hause ist; dahinter ein Palmbaum, links in der Ferne eine Brücke. In der Mitte erhebt sich ein prächtiger Baum und nimmt Marien in seinen Schatten auf: sie sitzt mit übereinander geschlagenen ausgestreckten Füßen, als dem symbolischen Zeichen ihres Ausruhens; sonst bey weitem nicht so natürlich und bequem als die erste arme Mutter, was sie auch gar nicht nöthig zu haben scheint. Sorglos und bescheiden mit niedergesenktem Blick ergötzt sie sich an dem Kinde, das seitwärts von ihrem Schooße mit Händen und Füßen begierig vorstrebend herunter will zu den beyden Engeln, die auf einem Stein vor ihm knien. Sie hat ein hübsches liebliches Gesicht; der Schleyer wirft einen Schatten über das eine Auge hin, womit der Mahler in ihre Seele etwas kokett gewesen ist. Sie hält mit der einen Hand das nackte Kind in der Mitte des Leibchens fest, mit der andern zieht sie viel zu zierlich mit spitzen Fingern ein weißes Tuch neben ihrem Gewande in die Höhe. Nimmt man diese weg, so macht sie mit den drey Genien ein sehr anmuthiges Bild. Das Roth und Blau ihrer Kleidung ist sanft verschmolzen. Die süße Begierde des Kindes lächelt einen an. Joseph steht im Profil, in einfärbigem braunem Gewande, und sieht mit aufgehobnen Händen und Gesicht an den Baum hinauf, der eine Fülle von Engeln wie himmlische Früchte trägt. Durch

eine lichte Stelle des Baumes fällt ein Schein auf den Umriß seines Kopfes und Bartes, der sich dadurch in der blauen Luft gleich einem halben Monde zeichnet. Auch dieß ist ein Spiel, aber man ist geneigt, es der freundlichen Laune des Mahlers nachzusehen. Die Engel zeigen sich in den mannichfaltigsten Wendungen, einige kommen noch durch die Lüfte und bringen Lehren und dergleichen herbey: sie bevölkern den Baum wie paradiesische Vögel; denkt man sie sich singend, wie man es bey ihrer Lebendigkeit wohl könnte, so wird aus dem Gemälde ein rauschendes Allegro; die Ruhe verschwindet ganz, die Flucht wird nur durch des Reisebündel angedeutet, und der Esel erscheint bloß in der Ferne, wo ihn ein schalkhaftes geflügeltes Bübchen auf die Weide führt. Die gemeine Wahrheit, die sterbliche Sorge ist davon, aber gewiß ist das Ganze weit poetischer gedacht, wenn es gleich keinen großen Charakter hat. Maria ist nicht die göttliche Mutter, sie ist eine reizende Nymphe, dort ein Mühebeladnes Weib. Wie schön und edel ließe sich diese Lücke ausfüllen!

Hier ist eine gar zierliche Anbetung der Könige, auch dem Maasstabe nach, denn die vordersten Figuren sind nur etwa fünf Zoll hoch. Welche ausdrucksvolle nette Köpfschen und artige Anordnung! Maria sitzt linker Hand auf den Stufen ihrer gleich einem Tempel verzierten Wohnung; Joseph kniet tiefer neben ihr. Er lehnt sich auf seinen Stab nach ihr hin und beschaut das Püppchen auf ihrem Schooß, als

überließe er sich zum ersten Male seinem Ergötzen an ihm, und finge an Zutrauen zu gewinnen. Zwey Könige sind in etwas steifen Mänteln vor den Stufen nieder gekniet; der schwarze steht noch, und wartet mit vollen Händen bis die Reihe an ihn kömmt. Es ist oft der Fall dieser Könige daß sie kindischer aussehn wie das Kindlein selbst: aber hier schießt sich ihre unmündige Weisheit recht zu dem kleinen embryonischen Jesus, der aber doch Ausdruck hat, und die Hände mit Verwunderung und Freude erhebt. Im Gesicht des Schwarzen ist die Andacht am gutherzigsten und verwundrungsvollsten. Weiter rechts hinter ihnen stehn zwey wackre Figuren von Männern, wovon der eine dem andern die Sache bedeutet: man könnte sie für ein paar Armenische Kaufleute halten, deren Gespräch nicht sowohl heilige als kostbare Dinge beträfe. Sie haben Hüte auf mit platten Köpfen, vorn weit hinaus in die Höhe gehendem Rand und einzelner Feder, (chapeaux à l'audace) eine kurz geschürzte Kleidung wie eine weitläufige Weste mit Ärmeln, und stellen sich mahlerisch dar. Ihnen folgt ein schöner andächtiger Jüngling mit gesenktem und entblößtem Haupte, die gefalteten Hände bis vor die Brust erhoben, ebenfalls in rother Weste, die Beine nackt. Er gehört nicht bloß zum Gefolge, sein eignes Herz hat ihn gehen heißen. Nach ihm vermehrt und verengt sich das Getümmel der Dienerschaft und des Gepäcks, Menschen und Pferde romantisch durch einander. Keim Kopf ist ohne Ausdruck; entweder der Neugier nach dem was da kommen soll, oder mit gegenwärtiger

Handlung und Gespräch beschäftigt. Der schöne Jüngling allein geht still vor sich hin. — Der Zug überhaupt zeigt sich im Profile, doch mit abwechselnden Wendungen. Vier oder fünf Pferde werden in der gedrängten Gruppe sichtbar, vorn ein weißes in der Verkürzung, auf dem ein Mann mit einem Turban sich halb vom Rücken her zeigt; andre stehen ihm entgegen. Drey Pferdeköpfe treffen so zusammen, als hielten sie eine verständige Unterredung mit einander, die man auch ihren Physiognomien ansieht. Alle Umrisse sind scharf und streng, keine Luft auf dem Bilde, keine Hauptlichter und Schatten, die das Ganze rundeten, und die Farben in einander webten; aber eine feine herrliche Ausmahlung, besonders der Köpfe. Mariens regelmäßiges Antlitz sagt am wenigsten und bekümmert sich nicht. Die beyden Hirten hinter ihr sind dafür voll bedeutender Bewunderung und Liebe, und die schlanke Gestalt des jüngeren höchst anmuthig gewendet. Am linken Rande sehn einige Thiere hervor, um die Herberge zu bezeichnen. Das Gebäude ist dunkelgrau, daneben steht ein harter hellbrauner Fels, der sich in die Landschaft hineinzieht. Der Vordergrund wird durch blaues Wasser von der Ferne getrennt, in dieser erscheint der vordere Streif braun, und Stadt und Berge dahinter ohne weiteren Uebergang in starrem Blau. Man erblickt rechts das Ende der Karavane, die erst um das Wasser herumziehen soll: hier ist ein Kameel mit angebracht, von so dürftiger furchtsamer Gestalt, daß sich einsehen läßt, warum der Mahler sich nicht in den Vordergrund damit

wagte. Von Bäumen sind nur einzelne Zweige da, selbst die Blätter daran einzeln gemahlt, und jedem von diesen ein Licht mit wirklichem Golde aufgesetzt, dergleichen auch über das Ganze ausgestreut sind, vom Stern über der Hütte an. Ein goldnes Lichtlein aus der Kindheit der Kunst möchte man dieses wunderbare Bild nennen. Es ist von Pietro Perugino, dem Meister Raphaels.

Unter vielen vortrefflichen Gemälden erscheint mir keines so pittoresk, und das auf eine so edle Weise, als der Abraham des Andrea del Sarto. Abraham steht hinter dem niedrigen, schräg in das Bild hinein gestellten Opfersteine oder Altar. Sein Kopf ist zurück nach oben gewendet, woher der Engel kommt. Den rechten Arm streckt er mit dem Messer aus, um das Opfer zu vollbringen; der linke reicht über die Brust hin, hinter dem Kopfe des Sohnes weg, und hält diesem die gebundenen Hände auf dem Rücken zusammen, im Begriff nachzulassen. Das linke Bein hat mit einem Schritt zur Seite fest auf der Erde Wurzel gefaßt, und berührt in dieser Richtung unter dem Knie die Spitze des Steines. Das andre ist zum Theil hinter diesem und dem Knaben verborgen. Er trägt ein violetgraues Unterkleid mit weitläufigen hinaufgeschobnen Ärmeln, die nur die Hände unbedeckt lassen. Darüber ein Gewand von schönem gelblichem Roth, auch in einer mehr regelmäßigen Form; es umgiebt den Rücken, und hat weite Oeffnungen,

woraus die Ärmel hervorgehen, am Halse schlägt es sich um wie zu einem Kragen, fügt sich auf der Brust zusammen, und ist nach hinten zu hinaufgeschürzt. Die Beine zeichnen sich durch die graue Kleidung, vom Knie an sind sie bloß, und die Füße in Sandalen. Der Knabe ist nackt. Er kniet mit dem linken Beine auf den Altar, mit dem rechten steht er auf der Erde. Das Gesicht dreht sich nach vorn, mit dem angstvollen Auge schaut er grade aus. Da die ganze Handlung hinter seinem Rücken vorgeht, ahndet er mehr als daß er es wüßte. Zwar ist der Mund vom Schrecken weit geöffnet, und die Augenbraunen spannen sich in der Ecke nach der Nase zu stark hinauf: aber das Edle der Züge bleibt völlig erkennbar. Der Unterleib ist von der Furcht eingezogen, ohne krampfhaftige Zuckung: da er die Hände auf dem Rücken hat, wird der schöne Körper in weichen Schatten völlig sichtbar. Die vorgedrängten Schultern sind von einem unbeschreiblich lieblichen und wehmüthigen Ausdruck; der Rücken steht in dieser Lage ein wenig über den vordern Arm hervor, und dieß vollendet gleichsam die Todesangst. Keine kalte vollkommene Zeichnung nur: sie ist in das warme Leben übergegangen. Schmerz und Schönheit halten sich rührend die Wage, und der himmlische Knabe zerreißt das Herz nicht, da der Bote von oben her schon als ein rettender jüngerer Bruder in der Luft schwebt, und das Ohr und Auge des Vaters nun erreicht. Noch hat Abraham die Worte nicht verstanden. Er blickt in die Höhe, wie von dem Werk aufgeschreckt, daß er mit Kraft und Verzweif-

lung unternommen hat; eine Spur von Unwillen veredelt sein Antlitz. Er hat graue Haare (am Barte sind sie fast weiß) ohne ein Greis zu seyn. Die herrlichste Gewalt des Mannes zeichnet sich in seiner Gestalt, in den Sehnen des Halses und der Hand die das Messer faßt. Der linke Arm, der dunkel über das rothe Gewand hinreicht, und der andre, der in einiger Verkürzung daraus hervorgeht, machen eine bewundernswürdige Wirkung, da beyde schöne Farben sich abschneiden, ohne grell gegen einander abzustehen. Das einzige vielleicht, was an der kräftigen Figur weniger würdig erscheint, ist das mit zu sichtbarem Nachdruck von ihr ab gestellte linke Bein. Der Körper des Knaben ist bescheiden gefärbt, ein wenig blaß gehalten, als wenn das unschuldige Blut, das vergossen werden soll, zurückgetreten wäre; doch keine steinerne Behandlung. Der Engel füllt den kleinen Raum zwischen dem Kopfe des Abraham und der obern Ecke des Bildes aus, und ist ein geflügeltes Kind, das gute Botschaft bringt. Man könnte ihn sich größer und ernster denken: der mahlerische Kontrast gewinnt aber durch die Verschiedenheit der drey Figuren. Die Landschaft im Hintergrunde kann nur für einen bunten Holzschnitt gelten.

Andrea del Sarto hat Abraham als den Laokoon des Christenthums vorgestellt. Nicht daß ihm bloß bey der Zeichnung des Isaak die Söhne Laokoons gegenwärtig gewesen seyn möchten: nein, dem Gedanken und dem Geiste nach. Dieser ist nicht der fromme Abraham im langen Gewande, welcher dem Gott

der Liebe mit schmerzenvoller Ergebung das Liebste zum Opfer bringt. Der Glaube ist mächtig in ihm, weil er selber mächtig ist. Die Kraft hat den Gehorsam in ihm geschaffen.”

Reinhold. Wissen Sie, daß Sie da ein sehr berühmtes Bild beschrieben haben, dessen Geschichte auch ungemein merkwürdig ist? *)

Louise. Das kümmert mich nicht, wenn ich nur darin nicht irrte, es für ein hohes Meisterwerk zu halten.

Reinhold. Andrea mahlte es, um Franz den ersten von Frankreich auszuföhnen, der aufgebracht gegen ihn war, weil er, unter dem Vorwande, Gemälde für ihn einzukaufen, Summen von ihm mitgenommen hatte, in Florenz aber aus Liebe zu seiner Gattin alles vergaß, das Geld ausgab, und nun gar

*) Nachdem es durch die Hände verschiedner Besitzer gegangen war, kam es aus der Gallerie von Modena nach Dresden. In den Verzeichnissen der von der Französischen Republik eroberten Kunstwerke wird auch die Opferung Isaaks von Andrea del Sarto mit aufgeführt. Man sehe das, welches der General Pommereul als Anhang zu seiner Uebersetzung der Schrift des Milizia, *De l'art de voir dans les beaux arts*, geliefert hat. Dieses Stück ist eine Kopie, welche der König August III. in Italien erstand, um sich von der Richtigkeit des Modenesischen zu versichern, aber sogleich bey der Vergleichung verwarf. Beym siebenjährigen Kriege kam es in Preussische Hände, und so in das Kabinet des Erbstatthalters, aus welchem der Irrthum in die Französischen Angaben übergegangen ist. Vielleicht wünschen die Kunstfreunde, daß diese noch mehr dergleichen enthalten möchten.

nicht nach Frankreich zurückkam, da ihn der König doch auf die liebevollste Weise an sich zu fesseln gesucht hatte. Ich bin überzeugt, Franz dessen großen Sinn für die Kunst kein Französischer König nach ihm gehabt hat, hätte dem Anblick des rührenden Isaaks nicht widerstehen können. Allein es kam nicht dazu, und Andrea starb darüber. Vasari beschreibt das Gemälde umständlich mit den stärksten Lobsprüchen, und hat auch den Charakter des Abraham eben so gefaßt wie Sie: der lebendige Glaube und die Standhaftigkeit die ihn bereitwillig gemacht, ohne Zagen seinen eignen Sohn umzubringen, sey in dem Greise göttlich ausgedrückt. Aber wie haben Sie es wagen können, die Landschaft so gering zu behandeln, von der Vasari sagt: sie sey so vortrefflich gemacht, daß die wirkliche, wo die Geschichte vorging, weder schöner noch anders seyn konnte.

Louise. Wenn unser eins auf die Art urtheilte, so würden wir es, mit Erlaubniß, ein wenig albern finden.

Reinhold. Ey nun, Vasari war freylich eben so wenig ein philosophischer Kunstrichter, als ein kritischer Historiker: er meynt es jedoch ehrlich und eifrig, und da begegnet es ihm mitunter, der Queere zu loben. Daß er nicht wußte, was zu einer guten Landschaft gehört, kann ihn übrigens in seinem Zeitalter eben so wenig herabsetzen, als seinen Meister Andrea, daß er die Luftperspektive nicht in höherem Grade besaß. Diese Gattung wurde später ausgebildet: Tizian hatte erst den Grund zur Landschaftmahlerey gelegt.

Louise. Es ist mir lieb, wenn ich bey Gelegenheit ein Stückchen Kunstgeschichte erfahre. Sie sollen zum Dank eine angenehme Ermahnung zur Buße in drey Kapiteln hören.

„Welch ein anmuthsvolles Bild ist die Magdalena der katholischen Sage, zu der die Schrift nur wenige Züge angiebt! So jugendliche Sünde, so liebliche Reue, und die sich in vielfachen Schattirungen ausdrücken läßt. Ich sehe da drey Magdalenen, und in jeder eine besondere Geschichte. Diese von Franceschini hat das leidenschaftlichste Gemüth, und wohl manches Vergehen gegen sich selber zu büßen, aber man sieht es doch dem holden Gesicht an, daß sie nichts damit gewollt hat als Leben und Glück. Sie ist ermattet von der ersten Bewegung über die Predigt des Heilandes, die sie endlich einmal in der fröhlichen Welt zum Nachdenken gebracht hat. So mag sie nach Hause gekommen seyn, ihre Dienerinnen ihr entgegen, vielleicht mit neuem Schmuck und Bottschaften, die sie alle von sich weist, und sich in heißen Thränen auf einen Sessel wirft. Die Frauen haben sich um sie hergestellt, und sind ganz mit ihr beschäftigt. Sie hat das reiche Gewand schon gelöst und ablegen wollen: es bedeckt nur noch die untere Hälfte des Körpers. Perlen und Kleinodien, die sie abgerissen hat, liegen zu ihren Füßen. Sie wendet sich mit dem Kopf hinauf, nach der älteren Freundin, die neben ihrem Sessel steht und ihr zuredet. Ihre Augen blicken diese stehend an, ihr Mund spricht: kannst du mir nicht helfen aus diesem Labyrinth? weist du nicht, was ich

thun soll, um die Noth in meiner Brust zu stillen? Auf die obere Hälfte des Gesichts fällt der Schatten von dem hinter ihr stehenden Mädchen: er verdunkelt es freylich ein wenig, aber man freut sich, daß das Licht die getrübten schönen Augen nicht blendet. Die hellen Haare rollen lang hinab und schmiegen sich um und hinter die Arme; sie lassen daher Hals und Brust frey und geben ihr kein zerrüttetes Ansehen. Der linke Arm ruht nachlässig im Schooß; auf der rechten Seite, von der sich die ganze Figur zeigt, hängt der Arm wie bey völliger Ohnmacht herunter, und sie wird von einem jungen Mädchen unterstützt, das sich zu ihr herumbeugt. Eine allerliebste Figur, die nur zu sehr im Schatten steht; aber das artige Köpfchen tritt hervor und fragt mit gefühlvoller Neugierde: was soll dies bedeuten? Was fehlt meiner schönen Gebieterin? wie kann man sich so kränken? Bey dem mittleren Mädchen, die sich von oben herunter über den Stuhl neigt, ist ein ähnlicher Ausdruck, nur ist sie neugieriger und gleichgültiger zugleich, sie verwundert sich mehr bey weniger Theilnahme. Beyde sind in nymphenhaftem Kostum hübsch gekleidet, die Alte aber in einem braunen Mantel, der über den Kopf herunterhängt. Sie mag die Amme oder Pflegerin gewesen seyn, und sieht anständig und recht achtungswürdig aus. Jetzt ermahnt sie mit sanften Worten ohne zu schmeicheln; ihre linke Hand deutet abwärts, vielleicht auf die Huld des himmlischen Lehrers; sie scheint dem bisherigen Wandel eher mit Strenge zusehn zu haben, und zu denken: es ist gut,

daß du diese Schmerzen leidest. So bindet sich die Gruppe durch eine vortreffliche Harmonie der Stellungen und des Ausdrucks, wobey das Kolorit nicht in Betrachtung kommt, da es in ein todtes Grau fällt, und der Grund so sehr nachgeschwärzt hat, daß man nur mit Mühe die Umrisse darin unterscheidet. Dies ist besonders ein Verlust bey dem niedlichen Mädchen. Der Mohr, welcher in der andern Ecke halb auf der Erde liegt, und in der Verwirrung den weggeworfenen Schmuck zu erbeuten sucht, möchte sich immerhin mit den schwarzen Tinten vermischen: der Einfall ist doch mehr drollig als schicklich. Auch über die Geißel sehe ich gern hinweg, die der Magdalena ein wenig zu frühzeitig in die Hand gegeben worden. Man muß sie symbolisch nehmen. Die Buße ist so lebhaft in ihr wie die Freude an der Welt.

Batoni's Büßende lockt durch die süßesten Farben von weitem schon an: sie ist ganz Gemälde und wenig Geschichte. Ein blühendes Mädchen, die sich in eine sanfte Zerknirschung des Herzens hineinfantastirt und im Stillen artig dazu bereitet hat. Sie liegt am Eingange einer Grotte, im vollen Licht, das von der linken Seite auf sie fällt. Der dunkle Hintergrund bleibt doch ganz in Harmonie mit der hellen Gestalt; eine kleine Oeffnung oder perspektivische Durchsicht ins Freye unterbricht die braune Felsmasse, die sie einfaßt. Ihre Lage ist schräg nach der Linken hervor, auf der Hüfte und dem Arm ruhend, mit welchem sie sich auf einen Stein legt. Sie neigt den Kopf zu ihrer Linken auf den Busen hinab, der andre

Arm geht etwas unter der Brust her, die Hände treffen zusammen und falten die rothigen Finger leicht in einander. Ihre Augen sind auf ein Buch gerichtet, das nach der Mitte des Bildes zu an einen Todtenkopf gelehnt ist. Ob der innre Sinn aber nicht ein wenig dabey umherflattert? Wie auserlesen sie noch in der Einsamkeit ihre Kleidung geordnet hat! Das klare Hemde bedeckt nur die linke Schulter, von der rechten ist es bis unter den Arm und die eine Brust herabgezogen, und am linken Arm hoch hinaufgestreift. Ein himmelblaues Gewand liegt oben lose um sie her gebreitet, daß ihre Arme noch weißer und weicher hervortreten, und den harten Stein nicht berühren mögen; dann schließt es sich fest um die Hüften und bis zu den Füßen hinab an den Körper, dessen Lage so freylich mehr gewählt als natürlich erscheint. Man zweifelt, ob sie es darin lange wird aushalten können, besonders mit dem aufgestützten Arme, der eben schon durch den Druck der Last, und weil das blaue Gewand hie und da die reinen Umrisse versteckt, ganz in Schlangelinien zum Vorschein kommt. Sehr gefällig ist aber die Neigung des Kopfes und die zurücktretende Schulter, hinter welche das blonde Haar hinabgeht, und sie dem hellsten Licht aussetzt. Ja es läßt sich nichts reizenderes und durchsichtigeres denken als diese Theile überhaupt, von da, wo die Röthe der Wange in Weiß gleichsam verfliegt und das zarte Ohr sich anschließt, wie auch der Uebergang zum Halse, bis zu der leisen Vertiefung, welche die Schulter von der Brust scheidet. Das Haar geht aus der Stirn zu-

rückt, fällt aber in schweren seidnen Ringeln zur Linken zwischen Arm und Brust herunter; ein Theil davon wirft einen Schatten auf den Arm: alles in sorgfältiger Nachlässigkeit. Das Gesicht ist lieblich in seinem verkürzten Profil, nur ein wenig leer; eine tiefe Reue hat es niemals getrübt. Die Sündlichkeit scheint oberflächlich, und die Bekehrung vielleicht vergeblich. Wovon sollte sie sich auch bekehren? Von dem unschuldigen Wohlgefallen an sich selber? Sie fährt fort zu sündigen: der Todtenkopf ist zwar da, aber es sprießen Blumen an ihm auf, und die Grotte wird bald ihr Fußgemach werden. Ihre ganze Stellung ist die einer Narcissa, welche sich im Bache spiegelt.

Diese beyden Bilder sind in Lebensgröße. Correggio's Magdalena hat nur einen Fuß in der Höhe und gegen anderthalb in der Breite, allein er hat wohl nie etwas in einem größeren Style gemahlt, schon was das bloße Nachwerk betrifft. Und außerdem hat er ihr nicht Anmuth allein gegeben: nein, sie ist die eigentlich schöne Seele, die der zufällige Irrthum früher Jugendzeit nicht hat entstellen können. Unbekümmert liegt sie im tiefen Gebüsch, wahrhaft einsam, keine andre Gegenwart ahndend, als den Gegenstand ihrer ernstlichen Betrachtungen. Die Richtung ihres Körpers ist die nämliche, wie auf dem vorhergehenden Bilde, nur daß sie geradezu auf dem Leibe ruht; das Licht fällt ebenfalls von der Linken auf ihr blondes Haupt, jedoch nicht blendend: sie ist ganz wie in der Obhut sanfter Schatten. Mit dem rechten Arme stützt sie den Kopf, die Hand greift in das wei-

che Haar, das um sie herausquillt, der kleine Finger ist ein wenig darin umgebogen, die andern sieht man nicht; jener thut die zarteste Wirkung. Sie weiß nichts davon, sie gedenkt ihrer Reize nicht mehr. Wie sie sich zum Buche herabneigt, das sie ganz natürlich im andern Arm hält, und es mit der Hand oben umfaßt, werden ihre niedergeschlagenen vollen Augenlieder und langen Wimpern beschattet; man glaubt die Spur von Thränen in dem dunklen Rande zu erblicken. Sie hat geweint, heiß wie ein Kind, das von bitterm Schmerz überwältigt wurde, und nun anfängt sich eben so kindlich zu beruhigen. Daran deutet auch der holdselige Mund; es ist eine Bewegung darin, die in Frieden übergeht. Wie rein und verschmolzen sind die übrigen Züge und das edle Oval des Antlitzes! Rechts wallen die schönen Haare in ihrer Fülle herunter. Schultern und Arme sind bis zum Busen unbedeckt, aber wie sitzsam! Das dunkelblaue Gewand geht über den Kopf, das eben ein schmaler Streif davon sichtbar wird, und ist so von hinten herum, unter den Armen hin, leicht bis zu den Füßen zusammengeschlagen. Ein bescheidner Umriß den Rücken hinab zeichnet sich in den dunklen Hintergrund, die weißen Füße erhellen die grüne Finsterniß ein wenig. Wie sanft der Boden sie zu tragen scheint! Sie kann nicht anders liegen, es ist nichts zurecht gemachtes an der ganzen Gestalt, nicht der leiseste Anspruch.“

Reinhold. Kennen Sie Mengs Beschreibung dieser letzten Magdalena?

Louise. O ja! Sie enthält alles, was den Mahler angeht, und was ich übergehen mußte, weil ich es nicht verstehe, und weil grade dabey Worte ohne den Anblick nicht helfen. Ich habe Ihnen also nicht genug gesagt?

Reinhold. Ich wollte Ihnen nur bemerklich machen, daß das nicht artistische Schildern von Gemälden doch in so fern einseitig wird, als es immer hauptsächlich vom Ausdrücke ausgeht und ausgehen muß.

Louise. Freylich muß ich mich an den innern Menschen wenden, wenn ich seine Einbildungskraft interessiren will, ein noch nicht gesehenes Kunstwerk in sich zu erschaffen. Was schadet es auch? Ich kann das Mittel doch nicht wieder zum Zweck machen wollen. Bey einem ächten Kunstwerke kann ich es nicht anders denken, als daß die ganze Darstellung nach ihrem Hauptgegenstande bestimmt wird, daß also Farbengebung und Hell Dunkel durch innige Beziehungen mit der Handlung, dem Charakter der Zeichnung und dem Ausdrücke zusammenhängt. Und vielleicht war nie ein Künstler harmonischer als Correggio.

Reinhold. Sie glauben also, was er nur durch die mühsamste Behandlung erreichte, indem er die Kupfertafel immer von neuem überdeckte, und dann die Unebenheiten wieder abschliff, daß die Farben so kunstlos hingegossen scheinen, wie die Magdalena selbst: dies habe Correggio als Mittel des wahrsten Ausdrucks gesucht?

Louise. Der Absicht war er sich vielleicht nicht bewußt. Ich finde aber auch in seinen andern Gemälden eben diese innre Uebereinstimmung. Der sogenannte heilige Georg, wo um die Madonna auf dem Thron, die ziemlich leichtfertig drein blickt, Petrus der Märtyrer, Johannes der Täufer, der heilige Geminianus, Sankt Georg und Kinder versammelt sind, die mit seinen Waffen spielen, ist ein wahres Konzert der Freundlichkeit, und wird von eben so schmeichelnden Harmonien des Hellbunkels begleitet. Durch seinen Zauber ründen sich die Körper, treten vor und zurück ohne die Hülfe tiefer Schatten und hebender Hintergründe. Ein freundliches Licht durchspielt frey und ungehindert die Räume zwischen ihnen, bis ganz nach hinten. In dem Bilde, welches als Gelübde für die Errettung von einer Pest aufgestellt seyn soll, wo der heilige Rochus krank und ermattet schläft, und der schöne Jüngling Sebastian von dem Baume, wo er angebunden ist, um von Pfeilen durchbohrt zu werden, zur Madonna hinauf steht, taucht sich die brennende Glorie um sie her, und mit ihr die herabschwebenden Engel in schwärzere Wolken und dichter geworfne Schatten hinunter. Eben so scheint mir in seiner Nacht das Licht ganz einzig gemacht, um die Armuth und Einfalt der umgebenden Gegenstände wunderbar zu erleuchten.

Waller. Seine Magdalena ist gewiß nicht bloß ein Wunder der Malerrey, sondern auch von Seiten des zarten und innigen Ausdrucks die schönste und die wahre Grazie der Neue. Warum sagten Sie nicht ein Wort von der des Mengs?

Louise. Von diesem unbedeutenden Jugendwerke? Lassen wir die auf ihrem Sopha sitzen und ihre ewig lange Rolle durchlesen oder wenigstens mit zierlichen Fingern halten. Sie ist eben so wenig hingerissen, aber nicht so naiv als ein Italiänisches Mädchen, von dem man mir erzählt hat, die in einer geistlichen Komödie, welche geringe Leute unter sich aufführten, die Rolle der Magdalena spielte. Sie kommt gerührt aus der Predigt des Heilandes, legt ihren Schmuck ab, nimmt ihren Spiegel zur Hand, und stößt tausend Verwünschungen gegen ihn aus. Als diese zu Ende sind, legt sie ihn wieder sorgfältig auf einen Stuhl. Es entsteht ein allgemeines Gelächter, sie läßt sich nicht aus der Fassung bringen, und sagt gegen das Parterre: „Ich weiß wohl, meine Herren, daß es in der Geschichte anders ist; sie muß den Spiegel an die Erde werfen, aber wir haben ihn von der Marchesa da drüben in dem großen Hause geliehen, ich durfte ihn also nicht zerbrechen.“

Waller. Ich erwähnte die Magdalena von Mengs wirklich nur zum Scherze, und ihrer vielen blonden Haare wegen. Weßwegen müssen nur alle Magdalenen blond seyn? Ist es wahr, was ein Engländer Dichter sagt:

Bereuen ist die Tugend schwacher Seelen,
so ist das ja recht schmäblig für die Blondinen.

Louise. Eine schöne unchristliche Sentenz! Als ob nicht Fallen und Vergebung erlangen, der ganze Sinn des liebevollsten Glaubens wäre, der je der menschlichen Schwäche entgegen kam. Magdalena

muß daher unter den Heiligen einen sehr hohen Rang einnehmen: sie ist die Bajadere der christlichen Sage. Doch genug von ihr! Man verfällt so leicht in einen frivolen Ton, wenn man von diesen *fair penitents* spricht. Hier ist etwas für den Ernst und das Nachdenken.

„Hat es jemals ein Porträt auf die ewige Dauer gegeben, so ist es dieß eines Herzoges von Mailand, von Leonardo da Vinci. Ein alter und herrlicher Herzog. Er steht in seiner vollen Breite da, ohne Wendung und Künsteley. Das Bildniß geht bis unter die Hände. Der Grund ist ein dunkelgrüner Vorhang, die Kleidung schwarz mit Stickereyen in eben der Farbe, um den Hals und vorn herunter mit Pelz besetzt, auf der Weste und längs den Ärmeln goldne Knöpfe. An einer goldnen Kette hängt unter der Brust ein Medaillon. Die Ärmel weit, vom Ellbogen an aufgeschlitzt, wodurch das weiße Hemde lauschtig zum Vorschein kömmt. Auf dem Kopf hat er ein schwarzes flaches Hütchen oder Barett, mit Edelsteinen geschmückt. Von den Haaren ist nichts zu sehn, außer wo sie sich am Ohr in den Bart verlieren. Dieser spielt in sonderbar regelmäßigen Streifen vom Hellbraunen fast Röthlichen ins Weiße. Ueber der Lippe ist er braun. Da durch den Hut ein wenig von der Stirn abgenommen wird, macht sich das Gesicht mit dem Bart wie ein länglichtes Viereck, das unbeweglich auf den stattlichen Schultern ruht. So unbeweglich muß man auch dieses Gesicht und das ganze Werk anschauen. Es ist die Frage, ob der

Kopf je in der Jugend schön zu nennen gewesen wäre, allein die Jahre, die würdig behaupteten Würden, und lange Erfahrungen haben ihm eine schöne Bedeutung gegeben. Der Hauptausdruck ist Klugheit und bewährte Kraft. Die Augen sind von scharfem Blick und Schnitt, nicht groß; die Augentlieder haben sich schräg über die äußern Winkel hingedrückt. Die feinen Falten um das Auge, zwischen den flach gewölbten Augenbraunen und auf der Stirn, wie kommen sie in ihrer weltklugen Schrift mit dem fein gezeichneten Munde überein! Die Unterlippe tritt etwas stärker wie die obere hervor, und ist voll schlauer Bedächtigkeit. Mit einem unmerklichen Uebergange fängt der Bart an, und versteckt keinen Zug; er verschönert nur die von der Zeit durchgearbeiteten bräunlichen Wangen. Alles einzelne ist so frey, und der Charakter steht doch im Großen da. So bedeutend wie der Mund geschlossen ist, sind es auch die Hände, und die schickliche Biegung und Festigkeit der Arme zeichnet sich durch den weitläufigen Ärmel nachdrücklich aus, wie überall der starke Körperbau, der von keinem überflüssigen Fleisch beschwert ist. Er faßt mit der linken Hand, die der lederne Handschuh bedeckt, den prächtigen Dolch, den er im Gürtel trägt, und drückt ihn ein wenig hinunter. Dieß ist eine zarte, vornehme, und doch alte väterliche Hand, die man um ihrer selbst und der trefflichen Malerey willen küssen möchte. Denn alles ist mit unermüdlichem Pinsel ausgeführt, keinem solchen, der nach den Kleinigkeiten der Oberfläche hascht; dem des Leonardo sieht

man es an daß er rastlos nach der Wahrheit gräbt, und sie von innen heraus an das Licht bringt, so daß sein tiefsinniger Fleiß das Gemüth mit Ehrfurcht erfüllt.

Es befindet sich noch eine Herodias hier, welche ihm zugeschrieben wird. Verglichen mit dem Bildniß des Herzogs ist sie vielleicht nicht für eine Arbeit desselben Meisters zu halten. Die Malheroy ist weniger ausführlich und doch kälter; auch in der Zeichnung fehlt es, und besonders sind die Hände gegen jene des Herzogs wie von Holz anzusehn. Dennoch bleibt sie eine merkwürdige Schöpfung, und wie sie mir erscheint, mischt sich darein auf eine sonderbare Weise das Beschränkte des Portraits mit einer originellen Idee. Sie hat die ruhige Stellung, die dem bloßen Bildniß gegeben zu werden pflegt und eine prachtvolle Kleidung aus Leonardo's Zeiten. Mit beyden Händen hält sie die Schüssel mit dem Haupte des Johannes in den Schatten zum Rande des Bildes hinunter. Ihr Kopf ist wenig zur rechten nach dem Lichte gewendet, und zur nämlichen Seite hinab gesenkt, so daß sich nur der Schatten, der von der linken Schläfe ab die Wange umgiebt, stärker auszeichnet, und die stille Verachtung im Antlitz dadurch unterstützt wird. Ein ovaler hoher Kopf und streng regelmäßige Züge, gewölbte Augenbraunen und volle Augen, eine gerade Nase mit breitem Rücken, ein unergründlicher schön gezeichneter Mund, dessen Lippen es nicht der Mühe werth achten sich zu öffnen. Der Blick geht

links nach der Seite hin von der sie sich abwendet. Die Winkel des Mundes senken sich unmerklich hinab. Das Kinn scheint von großer Festigkeit, und zugleich wie alle übrige Umrisse und Rundungen, auch die Breite des Halses, in voller Reife, jedoch ohne schmeichelnde Ausbildung. Wie an einer Bildsäule zeigt sich in den reinen Hauptzügen der Charakter; eine fast grausame Gefühllosigkeit, von Schwermuth gemildert. Dazu kommt der schwere Stoff der Kleidung, die sie so einhüllt, daß nur der Hals bis auf die Hälfte der Brust sichtbar ist, und sich keine weiche Form abzeichnet, die auch mit den unerbittlichen Zügen in Widerspruch stehn würde. Der Farbenton ist dunkel, selbst am rothen Vorhang des Hintergrundes. Das Grün der Kleidung mit den halben rothen Ärmeln sticht wenig hervor. Das Haar scheidet sich, und hängt in einzelnen künstlich gekräuselten Ringeln am Hals und den Schultern hinab. Eine Schnur mit einem Schloßchen von Rubin geht gerade um den Kopf und durchschneidet oben die Stirn. Die Wangen sind ohne Farbe, es sey daß sie verfloren ist, oder ursprünglich durch diesen Marmor kein Blut geschimmert hat. Fast ist die Behandlung des Fleisches lebendiger in dem leblosen sehr schönen Haupte des Johannes, über welches Tod und tiefe Schatten ausgegossen sind, ohne weiter blutige Merkmale.

So ernst wie die Herodias hier abgebildet steht, ist sie nicht die leichtherzige Tochter, die vor dem Vater tanzte, sie ist die Mutter selbst, die der heilige Seher durch seine Erinnerungen gegen ihre Verbin-

dung mit dem Bruder ihres Mannes beleidigt hat; kein Weib von kleinen rachfüchtigen Leidenschaften zwar, sondern eine Königin, die traurend und verachtend das nothwendige Opfer empfangen hat.

Waller. Für eine Kopie ist dieß Gemählde wenigstens nicht zu halten, wenn es auch nur von einem Schüler des Leonardo herrühren sollte. In einer andern Herodias im Palast Barbarini, hat er ganz die leichtsinnigste Gefühllosigkeit abgebildet. Vielleicht ist diese hier dieselbe, welche nach der Angabe seines Biographen Dufresne der Cardinal Richelieu besaß. Ich bin mit Ihnen über den ungewöhnlichen Sinn einverstanden, in welchem sie dargestellt ist. Der Charakter des Mannes, welchen das Bildniß vorstellt, haben Sie vermuthlich zu günstig gefaßt. Ist es ein Herzog von Mailand, wie die Angaben lauten *), so kann Leonar-

*) In den gangbaren Verzeichnissen nämlich. In dem Recueil d'Estampes des principaux tableaux de la Galerie de Dresde wird gesagt: in dem Inventarium der Gallerie von Modena habe sich über die Person weiter keine Nachricht gefunden, es werde bloß als das Bildniß eines alten Mannes angegeben; nach einer leichten Aehnlichkeit hätten einige Franz den ersten darin zu erkennen geglaubt, eine Meynung, der schon die Chronologie widerspreche, weil Leonardo den König nur jung gekannt; da das Gemählde aus seiner besten Zeit sey, wo er in Mailand gearbeitet habe, so möchte es Francesco Sforza, oder ein anderer Fürst aus seinem Hause seyn. Doch wird dieß für eine bloße Vermuthung ausgegeben. Francesco Sforza der erste Herzog aus dieser Familie, starb schon im Jahr 1466, wo Leonardo noch ein ganz junger Mann war; und in so fern widerspricht also die Geschichte. Der

do keinen andern in dem Alter gemahlt haben, als den Ludovico Maria Sforza, mit dem Beynamen il moro. Dieser berief ihn nach Mailand, wo er lange für ihn arbeitete. Es wird keiner früheren Reise dahin erwähnt; und die Söhne des Ludovico Maria, die Leonardo, dem Vasari zufolge, zugleich mit ihm und ihrer Mutter Beatriz in einem Familiengemälde abbildete, waren damals viel zu jung. Jener war ein ehrgeiziger, staatskluger Usurpator, der seinen Neffen und Mündel, den jungen Johann Galeazzo, von der Regierung verdrängt, und wie man ihm allgemein Schuld gab, vergiftet hatte. Er spielte eine bedeutende Rolle in den damaligen Händeln großer Mächte, und brachte durch seine verfängliche Politik vielerley Unglück über Italien, bis sie ihn endlich selbst verstrickte, so daß er Mailand an Ludwig den zwölften verlor, und in Französische Gefangenschaft gerieth.

Louise. Er mußte doch also nach Ihrer Beschreibung ein Mann von nicht gemeinen Eigenschaften seyn. Auch hat die ungerechte Herrschsucht in der Wirklichkeit kein so furchtbares Gesicht wie die Tyrannen in

Sohn des Ludovico Maria, Francesco, wuchs in Leonardo's letzten Lebensjahren erst heran. In der *Historia delle vite de Duchi e Duchesse di Milano, con i loro veri Ritratti, compendiosamente descritte da Antonio Campo* finde ich ein Porträt des Ludovico Maria, aber viel jünger, ohne Bart und im Profil, so daß sich nicht sicher über die Abweichung oder Uebereinstimmung der Züge entscheiden läßt. Auf jeden Fall stellt das obige Porträt, nach der kostbaren Kleidung und selbst nach der Haltung zu urtheilen, einen Mann von großer Bedeutung vor.

schlechten Tragbdiern, und Leonardo durfte seinem Beschützer wohl ohne Schmeicheley den ritterlichen edlen Anstand geben, der mit zur Politik des Zeitalters gehörte.

Waller. Uebrigens ist man bey Leonardo nicht in Gefahr, einen zu tiefen Sinn in seine Werke zu legen. Er dachte sich gewiß immer noch viel mehr als er auszuführen im Stande war. Diese Ueberlegenheit des Urtheils über das ausübende Vermögen giebt er selbst als Kennzeichen des ächten Künstlers an.

Reinhold. Man kann sagen, daß ihn die Liebe zur Kunst in der Wissenschaft zum Entdecker gemacht hat; und daß er die Kunst so liebte, weil er in ihr das tief Erforschte an den Tag legen konnte. Was er nicht alles schon gewußt hat, und bey dem damaligen Zustande der Naturwissenschaften!

Waller. Der alte sinnende Einsiedler mit seinem langgewachsenen Haar und Bart! Wenn ich in seiner Schrift lese, kommt er mir vor, wie der Wahrsager Tiresias, der unter den Schatten der Unterwelt allein verständig umherwandelte.

Reinhold. In der That hat er vieles gleichsam prophezeit, was erst viel später möglich gemacht worden ist. Er verliert sich so ganz in seinem Gegenstande, und niemand warnt kräftiger vor einem ungültigen Einflusse der Person des Künstlers auf seine Darstellung. Sein großes Streben war, so allgemein und so ursprünglich zu seyn wie die Natur. Bey Tage suchte er sie auf der That zu ertappen, sowohl

in den Geberden leidenschaflicher Menschen, die er unbeobachtet beobachtete, als in den unmerklichsten optischen Täuschungen und den Phänomenen der Luftperspektiv; und in der Stille und Dunkelheit der Nacht ging er mit seiner Fantasie zu Rathe.

Waller. Das wunderbare ist, daß diese, bey allen excentrischen Flügen die er ihr erlaubte, wie man an seinen Erfindungen von ungeheuren Bestien und menschlichen Mißgestalten sieht, sich doch unter der Leitung seines grübelnden Kopfes gewöhnt hatte, gründlich und systematisch zu Werke zu gehn. So findet sich in seinem Buche eine Anzeichnung, wie eine Schlacht gemacht werden könnte, wo er diese große Erscheinung auf eine höchst merkwürdige Art, wenn ich so sagen darf, konstruirt. Er fängt an mit dem erregten Dampf und Staube, und der verschiedenen Behandlung beyder nach ihrer physischen Beschaffenheit; dann von der Beleuchtung durch das Feuer des Geschüßes, und so steigt er von dem Allgemeinsten bis in die Tiefen des Getümmels, zu den Geberden und Lagen einzelner Streitenden hinab. Auch hier spürt er überall der Verkettung von Ursachen und Wirkungen nach, und nicht der kleinste Umstand, bis auf die tiefer eingedrückten Fußstapfen in dem Boden, der durch Vermischung des Staubes und Blutes schlüpfrig geworden ist, entgeht ihm, wenn er beytragen kann, in der Darstellung die ergreifendste Gegenwart und Ueberzeugung hervorzubringen. Und man glaube nicht etwa, weil er wie eine bloß überschauende Intelligenz zuvörderst nach den Gesetzen der Erschei-

nung forschet, er würde in der Gruppierung, den Bewegungen und dem Ausdrücke der Figuren kalt gewesen seyn. Daß er hier das Leidenschaftlichste eben so ergründete, wie in ruhigen Abbildungen das Charakteristische, zeigen seine Angaben der einzelnen furchtbaren Vorfälle.

Reinhold. Noch mehr die Gruppe von vier Reitern, die um eine Fahne kämpfen: das einzige Stück was von seinem Carton für den großen Rathssaal zu Florenz auf die Nachwelt gekommen ist, wiewohl in einer entstellenden Abschrift. Der Gedanke, die Wirkungen des Geschüßes und den Pulverdampf, welcher das Schauspiel einer Schlacht zum Theil verhüllt, zu der wilden Verworrenheit der Darstellung zu benutzen, ist viel später von Cerquozzi, dem Bourguignon, Wouwermann und andern in hohem Grade ausgebildet worden, aber auch wieder in Manier und Willkühr ausgeartet. Und dann Schlachten als Cabinetsstücke! Leonardo dachte sich gewiß die Wände eines großen Saales damit bedeckt, die Figuren in Lebensgröße. Man darf sich kaum vorstellen, mit welcher niederwerfenden Gewalt ein solches Stück, in seiner Idee ausgeführt, wirken würde.

Waller. Hinweg von diesem Riesenbilde! Seine großartige Mikrologie ließ ihn nicht zur vollständigen Ausführung von so etwas kommen, und es ist vielleicht gut, damit man nicht in der Bewunderung eines allumfassenden Menschen ausschweife. Er hätte einer immer erneuten Jugend bedurft. Sein vieljähriges Leben war zu kurz für seine Gedanken; der Tod

riß ihren labyrinthischen Faden ab. Bey ihm hielt das Streben nach der Wahrheit mit dem Kunsttriebe nicht nur gleichen Schritt: beydes hatte sich gegenseitig durchdrungen und war eins geworden. Sein Forschungsgeist war durchaus romantisch, bizarr und mit Poesie tingirt; und er verfolgte hinwieder die Forderungen der Kunst mit der Strenge der Wissenschaft oder der Pflicht. In seinen Werken sowohl als in seinem Leben lesen wir den Wahlspruch:

Vogli sempre poter quel, che tu debbi.

Louise. Schön, lieber Waller! Meine Vorlesung konnte nicht besser beschloffen werden als mit Ihrer begeisterten Lobrede auf den ehrwürdigen Patriarchen.

Reinhold. Sie sind also am Ende Ihrer geschriebenen Gallerie?

Louise. Für jetzt, ja.

Reinhold. Da muß Ihre Schwester sich gegen die Schätze, die wir täglich vor Augen haben, mit wenigem genügen lassen, ungeachtet Ihres Fleißes und Ihrer Liebe.

Louise. Ich konnte gar nicht unternehmen, ihr mehr zu geben als einige Proben des Ausgezeichnetsten.

Reinhold. Auch so bleiben große Lücken. Sie haben nichts von Paul Veronese, von Carracci, von Rubens. —

Louise. Es ist wahr, manche Dinge sind wie nicht vorhanden für mich. Vor den Bildern von Rubens gehe ich immer vorbey.

Waller. Sie rufen doch von weit genug her. Ich kann Ihnen mit ein paar Beschreibungen aushel-

fen, die ich in diesen Tagen zu meiner eignen Erinnerung aufsetzte, eben von solchen Stücken, zu denen Sie sich vielleicht nicht entschließen würden.

Louise. Desto besser, der Mannichfaltigkeit wegen. Lassen Sie doch hören.

Waller. Wenn Sie sich wollen gefallen lassen, ein wenig herabzusteigen, recht gern. Ich habe sie hier in der Schreibrtafel.

„Eine Satyrn- und eine Tigerfamilie, die zusammen Weinlese halten, von Rubens. Jene besteht aus dem Vater und zwey Buben, diese aus der Tigrin und drey ganz kleinen saugenden Jungen: sie bilden eine leicht übersehbare Gruppe. Der Vater ist zu alt: über vierzig Jahre hinaus ziemt es niemanden ein Satyr zu seyn, und dieser bekommt, glaube ich, schon graue Haare. Doch ist in seinen grinsenden Mienen, in den Muskeln des braunen Körpers, und in der Bewegung der ins blaue fallenden Beine, die bis auf den gespaltenen Fuß mehr denen eines Pferdes als eines Boctes gleichen, große Kraft. Er hat ein rauhes Fell um den Rücken und über den linken Arm geworfen, wovon nur die innre glatte Seite, die sich aufschlägt, der Fleischfarbe daneben zu ähnlich ist, und dadurch eine widrige Wirkung macht. Links auf einem Felsenstücke sitzend, vor einem von Neben üppig umrankten Baume, der den größten Theil des Grundes einnimmt, drückt er mit beyden Händen abgerissene Trauben aus; die gewöhnliche Satyrngeberde, die Beine an die Schenkel in die Höhe zu ziehen, bezeichnet hier nicht die thierische Begierde: es ist die Unge-

schicklichkeit eines rohen Körpers, der das zu einer Verrichtung nöthige Glied nicht allein wirken lassen kann. Die Hufe helfen auf ihre Weise mit fettern. Der eine tritt auf den Rücken der vorn liegenden Tigerin. Hinter dieser kauzt der älteste Dube, den man nur bis an die Schenkel sieht; er hält dem Vater eine Schale unter, aber sein Kopf ist noch mehr als sein Leib vorwärts gedrängt, um den herunterspritzenden Traubensaft unterwegs aufzufangen. Man sieht wohl, daß es reichlich zugeht: der Vater wehrt es ihm nicht, er scheint sich nicht einmal über die Ungezogenheit seines Söhnchens zu verwundern. Da der feiste Bursch so blond ist und so weißes Fleisch hat, sollte er sich billig keiner so ungestümen Gierigkeit überlassen; man sieht den bräunlicheren Bruder weiter rechts hinter ihm lieber, weil er nicht so bloß thierisch seine Traube verzehrt, sondern aus den grellen Augen schalkhaft dazu lacht. Wiewohl hier nichts vom Tausmel eines Bacchanals ist, wo die süße Gewalt des trunknen Gottes selbst Leoparden bändigt, so findet man doch die nackten Knaben so sorglos neben dem furchtbaren Thiere nicht unwahrscheinlich. Jene Naturen sind wild genug, um die wildesten zu zähmen und gesellig mit ihnen zu leben. Die Tigerin liegt auf ihrer rechten Seite, den Kopf nach dem alten Satyr, den Rücken nach den jungen Faunen zu gekehrt. Der Bauch zeigt die feineren weißen Haare; die Hinterbeine sind auseinander gesperrt, damit die unförmlichen Kleinen an die Zitzen kommen können, und der Schweif dazwischen gekrümmt; das linke tritt auf,

am rechten sieht man die weichgefütterte Läge, womit sie unhörbar und desto schrecklicher auf den Raub schleicht. Die Vorderpfoten sind übereinander geschlagen, mit der unteren quetscht sie einen Zweig mit einigen Trauben: auch sie ist bey der schwelgerischen Ernte nicht leer ausgegangen. Der Kopf lauscht über die Vorderbeine hin mit behaglich zugedrücktten Augen, worin man doch die Wuth entdeckt, die daraus hervorblißen würde, wenn sie plötzlich gereizt aufspränge. An der ganzen Art der Ruhe verräth sich, wie wohl ihr das Säugen thut; sie liegt so bequem in ihrem weiten gleißenden Felle. Rubens' regellose Zeichnung ist für diese unbestimmteren Formen wie geschaffen. Ein strengerer Umriß würde den Charakter der behendesten Geschmeidigkeit verdunkeln, der eben darin liegt, daß das Fell über die gewaltigen Muskeln nicht straff gespannt ist. Auch ließen die Streifen und Flecke des farbigen Pelzes der Willkühr seines Meisterpinsels freyen Spielraum, und er war dabey nicht in Gefahr, das Kolorit zu überladen. Vielleicht ist ihm daher nichts so gelungen, als die Darstellung der großen Raubthiere. Ueberhaupt verräth er viel Sinn und Liebhaberey für das Wilde: er bringt es auch da an, wo es nicht hingehört, oder nur als dichterische Lizenz entschuldigt werden kann. Seine prächtigen Pferde scheinen oft Löwenfeelen zu haben, und es wäre nur zu wünschen, daß man eben das von seinen Göttern rühmen dürfte. Andre Male läßt er uns Schauspiele des Römischen Circus sehen; hier hat er sich gemäßiget und die Wildheit in der friedlichsten Lage leise

durchschimmern lassen: beydes wie aus der Natur gestohlen.

Die obige Bemerkung finde ich gleich an dem daneben hängenden Bilde desselben Meisters bestätigt, das unter dem Namen Quos ego berühmt ist. Eine Anspielung auf die Virgilische Szene, worin diese gebietenden Worte vorkommen, verherrlicht mit mythologischem Aufwande die Seefahrt des Cardinals Ferdinand von Oesterreich von Spanien nach Italien. Aber wie hat die keusche Dichtung in diesem üppigen Boden gewuchert! Virgil würde sich schwerlich in einer solchen Nachbildung wieder erkennen, die halb eine überspannende Parodie, halb (wie Mengs sich bey einer andern Gelegenheit über Rubens ausdrückt) Uebersetzung ins Glasmändische ist. Auf einem großen Muschelwagen, von Seerossen gezogen, fährt Neptun von der Linken herein. Die Kraft seiner Muskeln ist nicht durch Götlichkeit gemäßigt, vielmehr schweift sie in Umrissen aus, die der Natur oder der Fantasie zu voreilig, nur noch als Entwurf, entschlüpft zu seyn scheinen. In dem Kopfe ist dagegen der ohnmächtige Zorn eines ganz gemeinen Menschen — was sage ich? eines alten Weibes. Die zerwehten greisen Haare werden auch der Sache nicht den Ausschlag geben. Man wundert sich, daß er durch das Alter nicht mehr zur Vernunft gekommen ist. Warum schreitet er nur in einer solchen Fehtherstellung weit aus, und hält den Dreyack in der Rechten, als wollte er damit so recht ins Meer hineingabeln? Lenkte er statt dessen doch seine Rosse, die verwirrt über einander

postern, aber dafür auch mit den aufgerissnen Augen und Nasenlöchern, deren Odem die See erhitzen müßte, eine herrliche Theatererscheinung machen. Man weiß wirklich nicht, ob er Getümmel erregen oder besänftigen will; und sieht man auf den blasenden Triton vor ihm her, auf die wildenrosse, die empörten Wellen rings herum, den Sturm im Gemüth des Gottes wie in seinem fliegenden Gewand und Haar, so muß man jenes glauben. Die entfliehenden Winde oben betragen sich gesitteter mit ihren in Flügelfgestalt ausgestreckten Armen und Beinen, und die Schiffe in der Ferne segeln ganz ruhig, nicht etwa schräg gelehnt, und im aufspritzenden Schaume halb vergraben. Kurz, Neptun stillt einen Sturm, der noch gar nicht vorhanden war, so wie Rubens einen unnützen erregt. Das Auge kann am meisten auf drey Nereiden ausruhen, die vorn vor dem Muschelwagen die linke Ecke ausfüllen; eigentlich ausfüllen, denn sie sind nach der Erfahrung gemacht, daß wohlbeleibte Personen am besten schwimmen können. Sie umfassen sich und tauchen vorwärts unter: sie sind zu blond und phlegmatisch, um an dem Unheile Theil zu nehmen. Auch ist ihr Fleisch nicht so mit Röthe gesättigt, wie gewöhnlich bey Rubens, es fällt vielmehr ins weißliche, als wäre das Element, das sie bewohnen, eingedrungen. Ein Nebel, das der Fantasie des Malers ebenfalls begegnet seyn möchte.

Eine artige und schön gepuzte Prinzessin ist auf einer Spazierfahrt begriffen gewesen. Eine gestochene

Riste, im Schilf des Ufers schwimmend, hat ihre Aufmerksamkeit erregt: sie ist abgestiegen, und steht von ihrem Gefolge umringt, unter Bäumen auf einer Erhöhung am Ufer. Das Kästchen ist schon heraufgeholt, man hat es geöffnet, und o Wunder! ein schönes gesundes Kind streckt aus dem Tuche, worin es gewickelt war, den Begleiterinnen der Prinzessin die Arme entgegen. Sie überreichen es ihr: sie steht in Ueberlegung, ob sie den Findling in ihren Schutz an- und aufnehmen soll; während die vertrauteste von ihren Gespielinnen ihr zu redet, erwarten die Andern neugierig den Ausgang. Dieß ist ungefähr die Geschichte, welche Paul Veronese aber nicht so schlicht vorträgt, sondern nach seiner Weise bizarr, modig und doch romantisch zu verzieren, und in einer üppigen Anordnung auszubreiten gewußt hat. Auf der linken Seite machen die dichtstehenden Bäume den Hintergrund aus, der näher vortritt; rechts eine hellere Ferne; eine Brücke mit großen Schwibbogen, unter welchen die längs dem Flusse hingebauten Häuser sichtbar sind. Der Fluß zieht sich schräg nach der rechten Seite hin, und fließt vermuthlich mit einer Krümmung, tiefer als das Bild sich erstreckt, vor der Scene der Handlung vorbey. Aus einer großen Entfernung läuft die Schwester des Kindes athemlos und baarfuß herzu. In der rechten Ecke werden zwey Figuren halb durch den untern Rand abgeschnitten: eine Magd, die den leeren Korb hält, und ein Trabant in alter Schweizertracht, der vom Rücken hergesehen wird, aber durch die Wendung nach der Prinzessin hinauf den Kopf im Profile zeigt. Ein zweyter

Trabant steht über ihnen an einem Baum und guckt nach dem Korbe hinunter. Sein rothes Wams mit schrägen Einschnitten nach Art eines Panzers, unter welchem grüne aufgeschlagne Schöße des Rocks hervorkommen, seine wunderliche Mütze, und eine große Hellebarde geben ihm ein stattliches Ansehen, das zu seinem biedern und kräftigen Gesichte wohl steht. Mit dem Kinde sind zwey Frauen beschäftigt: eine erfahrene Alte, vielleicht die Amme der Prinzessin, faßt die Zipfel des Tuchs, worin das Kind noch liegt und sieht fragend nach jener hin; ein junges Fräulein hält es auf den Armen, und hat sich der Prinzessin gegenüber auf ein Knie niedergelassen. Diese steht mit dem Kopf und Körper nach vorn gewandt; die linke Hand an der Hüfte gestützt, mit der rechten auf die Schulter ihrer Freundin sich lehrend. Sie ist die Hauptfigur des Bildes, aber diese die anziehendste. Die Prinzessin ist nur vornehm, zierlich und gesittet; das Fräulein verwendet gefällig und liebreich eine sittsame Beredsamkeit für den kleinen Schützling. Zwischen jener und der Alten neigen sich ein paar weibliche Köpfe im Schatten nach dem allerliebsten Knaben, einem Gegenstande, der für jetzt eigentlich noch über ihre Sphäre ist, mit mädchenhafter Theilnahme hin. In den Kleidungen ist elegante Pracht und Mannichfaltigkeit der schönen Stoffe angebracht, und die Mode mahlerisch benutzt. Das Mädchen mit dem Kinde hat weite und lange vorn anschließende Ärmel von schmalgestreifter weiß und grauer Leinwand; das Obergewand von fleischfarbnem Atlas ist in bauschigen Falten zurückgesteckt, und läßt an dem Knieenden

Seine ein Unterkleid von eben jenem Zeuge sehen. Die Prinzessin trägt ein Kleid von weißem Stoff mit goldenen Blumen oder Schnörkeln gestickt, das sie mit der linken Hand an der Hüfte hinaufzieht, und dadurch das Unterkleid von grünlichem Moor sichtbar werden läßt. Die Form des Schnürleibs ist etwas steif, und sein Ausschnitt an der Brust viereckig, was durch zwey Festsön von Perlen unter demselben wenig gemildert wird. Desto vortheilhafter für die Freundin neben ihr in einem Kleide von röthlichem Taft, mit braunen weit von einander entfernten Streifen. Ihr linker Arm ist vor der Prinzessin her mit einer redenden Geberde ausgestreckt, die rechte Hand nimmt einen weißen atlasnen Rock über jenem Kleide auf, und bringt darin eine üppige Unordnung von Falten hervor. Sie erscheint von der Seite: die Biegung des Leibes vorwärts und ein breiter Kragen von weißem Atlas, der in Festsön ausgeschnitten von Brust und Schultern herunterfällt, verbergen das Mißfällige der Schnürbrust; ein zarter und blühender Busen, worauf ein Medaillon ruht, hebt sich so reizend daraus hervor, daß er allen Zwang unnatürlicher Trachten vergessen macht. Keine regelmäßige Schönheit: das Profil mit etwas auswärts gebogner Nase und einem kleinen Unterkinn ist niedlich und aufgeweckt. Das blonde Haar beynah in Griechischem Geschmack eng zusammengefaßt, und seine Flechten auf dem Wirbel gedreht und befestigt. So auch bey den übrigen, nur daß die Prinzessin eine Krone trägt. Die Köpfschen werden durch den einfachen Puß um so kleiner, und dies giebt den

Gestalten überhaupt ein schlankeres Ansehen. Die Gesichtsfarbe der Frauen ist zart und gesund, ohne im mindesten geschminkt zu seyn; eher ist die Röthe zu sehr gespart. Der verkürzte Körper des Kindes hat die wärmste Fleischfarbe. Paul's gewohnte Frengelbigkeit in Gewändern erstreckt sich bis auf das Tuch, worin das Kind liegt: es ist mit breiten Frangen besetzt. Die kostbaren metallnen Zierrathen des Phaetons, der aus dem Schatten der Bäume hervorschim-mert, vertriehen die Pracht; vor ihm kommen die braunen Pferdeköpfe mit weißen Blässen zum Vor-schein, der eine zwischen der Prinzessin und dem Fräulein, der zweyte dieser zur Rechten. Die Entfernung und den Plan, worauf man sich die Pferde denken muß, um sie an der Stelle in solcher Größe und Ent-fernung von einander zu sehn, mag der Mahler selbst rechtfertigen. Seine grillenhafte Fantasie hat sich ganz vorn linker Hand noch eine eigne Ergößlichkeit gestat-tet: ein verwünschter Mohrenzwerger in einer samtnen purpurnen Pagenkleidung thut sehr geschäftig mit zwey Jagdhunden, die er an der Koppel hält. Seine seltsame Physiognomie und Mühe zeichnet sich so grell wie möglich auf dem weißen Atlasrocke des Fräuleins. Dieß kann für einen verschlungenen Namenszug gelten, wodurch sich der Urheber des Gemählides selbst angiebt.

Auch Poussin hat sich eben so unverkennbar angegeben, aber auf eine ganz andre Art, als er die Aussetzung desselben Kindes darstellte, das dort gefun-

den wird. Die Personen, welche den kleinen Moses dem Nil anvertrauen, nehmen näheren Antheil an seinem Schicksal, als die, welche ihn zufällig entdecken: diesen Augenblick umgiebt eine glänzende geräuschvolle Gegenwart, jenen erfüllt eine stille aber innige Handlung. Ein höchst verletzbares Geschöpf wird von der, die es am zärtlichsten liebt, einem unsichern Element übergeben, um es menschlichen Verfolgungen zu entziehen. Diese Lage der Mutter, ihre hoffende Besorgniß, ihre zweifelnde Vorahnung, und den Muth, zu dem sie geängstigt worden ist, läßt Poussin uns in ihrer Stellung und Geberde fühlen. Doch bleibt ihr schönes Profil unentstellt von diesen Regungen. Das Auge ist auf den Säugling gerichtet, der zu ihren Füßen in die Kiste gelegt wird, der Mund unmerklich geöffnet; sie wagt nicht einmal laut zu seufzen. Die Arme nicht ganz ausgestreckt, nur von den Ellbogen an emporgehoben, und die wenig gekrümmten Finger beyder Hände von einander entfernt: sie begleitet damit so natürlich die Bewegungen des Gegenstandes, den sie nun schon nicht mehr erreicht, damit er nirgends anstoßen soll. Vor ihr ist ein Knecht, bis auf ein rothes Tuch um die Hüften unbekleidet, damit beschäftigt, das Kind in der Kiste zu verwahren. Er kniet vortrefflich, er streckt die Hände nach der Kiste wacker aus, die Handlung seines ausgearbeiteten und edlen Körpers ist mehr als akademisch: solche Figuren sieht man auf alten Basreliefs Dienste bey Opfern verrichten. Hinter der Mutter eine weibliche Gestalt, wie die beyden eben geschilderten im Profil

und von ihrer rechten Seite zu sehen. Sie hält die umgewandte Hand vor der Stirn und schaut umher. Ihre Gewänder werden so unordentlich nach vorn und auseinander geweht, daß man zuerst nicht begreift, weswegen sie sich auf einer so windigen Anhöhe aufhält, bis man sich erinnert, daß es die Schwester des Kindes ist, welche in der Entfernung wachen muß, daß seine Aussetzung nicht bemerkt werde. Diese Entfernung schließt man aus der Verkleinerung, weniger aus den gedämpfteren Farben, denn die der vorderen Gegenstände sind schon matt und dumpf. Sie tritt daher zu nahe an die Mutter heran, und macht für eine Nebenperson zu viel Lärm. Die Zweideutigkeit dieser Figur wird auf den ersten Anblick dadurch noch vermehrt, daß ihr Haarpuß und ihr kurzes unter der Brust gegürtetes Obergewand und das untere, das sich seitwärts an den Knien öffnet, etwas von der leichtgeschürzten Diana hat, so daß man sie für eine allegorische Gottheit halten könnte, wie den alten nackten Flusgott, der auf der vordersten Fläche liegend, beynah die ganze Breite des Bildes einnimmt. Er lehnt sich mit der Linken auf ein Felsstück, hinter welchem der Strom sich verliert; die rechte greift an das nachlässig angezogene linke Knie, der rechte Schenkel ist ausgestreckt, und wie der Rücken in seiner ganzen Länge sichtbar. Ein Füllhorn auf dem Boden neben ihm bezeichnet den befruchtenden Nil. Er sieht der Handlung, die an seinem Ufer vorgeht, in majestätischer Ruhe zu. Seine Formen sind groß, aber für lebendiges Fleisch

zu hart und trocken, der Körper erscheint daher mit seiner braunrothen Farbe eher hölzern, als steinern; und doch wäre das letzte noch am ersten zu ertragen gewesen. Als Bildsäule möchte der Alte immer da liegen, als wirklicher Flusgott verdirbt er eigentlich die ganze Geschichte: das Kind wird nun nicht mehr den fühllosen Wellen, sondern einem göttlichen Pfleger anvertraut, der schlimmer seyn müßte, als er aussieht, wenn er nicht gehörige Sorge dafür tragen wollte. Auf einem Basrelief, wo das Wasser nicht, wie auf einem Gemälde ausgedrückt werden kann, läßt man sich einen solchen Flusgott zur Bezeichnung der Szene als nothwendige Lizenz gefallen: hier hat Poussin dadurch vollends sein Bild zu einem gemahlten Basrelief gemacht, dem es sich schon durch die geringe Rundung der Körper und den Mangel an Degradation der Farben nähert. In diesen ist die größte Einförmigkeit: die Kleidung der Mutter ist blau und roth, die Kleidung der Tochter roth und blau, und das Fleisch scheint fast aus derselben Mischung erschaffen zu seyn, welche zu dem rothen Zeuge gedient hat. Rechts sind Gebäude ohne alle Verzierungen der Griechischen Baukunst mit schlichten Mauern und Gewölben; links kömmt die Prinzessin mit ihrem Gefolge ganz von weitem herzu, am Horizont sieht man ein paar grell erleuchtete Pyramiden: alles kleinlich und ohne Wirkung.

Daß die Sache in Egypten vorgeht, ist also hinlänglich außer Zweifel gesetzt: aber bei allem dem kann man der gerühmten Gelehrsamkeit Poussins im

Kostum hier nichts weiter zugestehn, als daß er es beynah so gut wie Paul Veronese beobachtet hat. Bey diesem ist alles modern, aber alles aus Einem Stücke; bey jenem ist alles antiquarisch, allein es paßt nicht zu einander. Mutter und Tochter sind der Kleidung nach ziemlich Griechisch, der Knecht ist ganz Griechisch, der Flußgott ist wahrlich weder Egyptisch noch Hebräisch, sondern Griechisch, und bei einer Geschichte, wo Jehovah's unmittelbare Vorsehung eintritt, noch obendrein erzheidnisch. Das Füllhorn ist auch Griechisch. Eigentlich ist es doch ein Glück, daß der Mahler auf halbem Wege stehen blieb, und zufrieden war, wenn eine alte Geschichte antik ausseh. Ein anderer, der das Studium des Kostums (auf welches die Französischen Kunstrichter, die darin mit Poussin sympathisiren, eine so lächerliche Wichtigkeit legen) noch strenger verfolgte, könnte der Tochter Pharaos die Physiognomie einer Mumie geben. Soll aber einmal etwas fremdes sich eindringen dürfen, so ist es wohl eben so erlaubt, eine biblische Geschichte im Venetianischen Dialekt zu erzählen, als die ganze Welt durch eine Griechische Brille zu sehen. Das Einheimische und Neue ist uns näher, lebendiger, lustiger; Paul mahlte frisch, was er sah und erlebte, Poussin schöpfte mühsam aus alten Denkmälern und Büchern. Jener hätte vielleicht seine fantastische Jovialität eingebüßt, wenn er die Kunst so ernst hätte treiben wollen; dieser konnte sich schwerlich über seine klassische Kälte erheben, wenn er sich auch gefelliger ins Leben hineinwagte, und nicht mehr

nach fesselnden Vorbildern, sondern nach eigener Lust und Liebe darzustellen versuchte. Er verstand sich besser darauf, was zur Würde des Menschen, Paul was zum Glanz und der Herrlichkeit der Mahlerey gehört. Der letzte blieb zu sehr bey der Oberfläche stehen: es war ihm weniger um den Ausdruck, als um die Gestalt, und weniger um die Gestalt, als um die Kleidung zu thun. Aber wie er auch kleidete! Er ist doch noch etwas mehr als ein Mahler für pußliebende Damen, die von seinen Trachten, ob sie schon drittehalb hundert Jahre alt sind, manches benutzen könnten. Wenn man den steifen Anzug von Tizians Frauen mit seinen Kleidungen vergleicht, so muß man entweder annehmen, daß die Mode, die damals noch nicht so veränderlich herrschte, in einem kurzen Zeitraume um ein beträchtliches geschmackvoller geworden war, oder daß Paul Veronese ihre Reize mit einem andern mahlerischen Geiste auffaßte.“

Reinhold. Ey, ey! wie stehts mit dem Versprechen nicht eigentlich Urtheile zu fällen? Gegen Waller waren Sie darin noch bescheiden, Louise.

Louise. Er hat sich das bey seiner kritischen Profession so angewöhnt. Indessen geht er doch in so fern nicht über seine Befugniß hinaus, daß seine Bemerkungen und sein Tadel des Rubens und Poussin meistens das betreffen, was in den Kunstbüchern selbst der poetische Theil genannt wird.

Waller's. Hier sind noch ein paar kleinere Stücke, wo möglich ganz Beschreibung.

„Joseph und Potiphars Frau von Cignani.
Beide Figuren nur bis zu den Knien: der enge Raum des achteckigen Bildes ist schicklich gewählt, um die Bedrängniß des keuschen Jünglings in einer solchen Nähe fühlbar zu machen. Potiphars Frau sitzt links auf Polstern eines Ruhbettes, ihr Oberleib unbekleidet; über den Hüften umgiebt sie lose ein bläuliches mit goldnen Blumen gesticktes Gewand, und zieht sich um das rechte sichtbare Knie anschließender zusammen. Ihr vorgebeugter Leib nähert sich diesem; beyde Arme sind ganz ausgestreckt: der linke hinter Joseph kommt an seiner linken Schulter nur mit den Fingern, welche sie halten, zum Vorschein; der rechte greift in seinen rothen Mantel über dem dunkelblauen Gewande, der aber schon heruntergefallen nur noch über einem Arme hängt. Das Nackte an ihr ist üppig, aber nicht von schönen Formen, die Brüste zeigen sich in einer ungünstigen Lage, durch die heftigen Bewegungen der Arme zusammengedrängt. Im Taumel der Begierde vergißt sie sogar der Sorge für ihren Reiz, auf die sie sich sonst, nach dem buhlerischen Gesicht zu urtheilen, wohl versteht. Eine entschiedne fecke Brünnette, keine Spur von weiblicher Scheu, die sie zurückhalten könnte; sie ist ganz auf ihren entfliehenden Raub gerichtet. Ihr schwarzes, nicht lockiges Haar ist vorn gescheitelt, und hinten zusammen gebunden, eine breite goldne Schnur durchschlingt es ein paarmal. Die aufgeworfne Nase, das runde vortretende Knie, die starren Lippen des geöffneten Mundes, alles deutet auf

jugendliche kühne Sinnlichkeit, und in dieser Rücksicht konnte Joseph nicht schlimmer versucht werden. Wie schön stehen seine edlen seelenvollen Züge gegen die ihrigen ab! Er lehnt sich zurück um ihrem Arm zu entgehen, sein Gesicht ist nach seiner linken Schulter in den Schatten gewandt, in welchen auch seine braunen Locken wie von ihr wegfliegen. Die heiligen keuschen Augen sind über sich gen Himmel gekehrt, der Stern tritt unter das obere Augenlied. Der Mund öffnet sich, aber nur zu einem sanften ächzenden Ruf, und ladet um so beredter zu Liebkosungen ein, gegen die er um Hülfe fleht. Die Arme, bis zum Ellbogen bloß, hält er vor, die Hände mit den geöffneten Fingern sieht man beyde von der innern Seite über dem Kopfe der Frau. Auch das ist zart gedacht, daß er die Verführerin nicht mit körperlicher Gewalt zurückstößt. Die Hände wollen sie nicht berühren, und ihre Bewegung ist nur des bildliche Entfernen einer verabscheuten Vorstellung. So ringt eine schöne Seele, die in Gefahr kommt, ihr theuerstes zu verlieren. Ein Schlagschatten, welchen der eine Arm auf den untern Theil des zurückgebognen Gesichtes wirft, vollendet den rührenden Ausdruck, und überredet uns, daß bloße Wirkungen und Spiele des Lichtes Gedanken eines theilnehmenden Wesens sind, welches die Gegenstände umschwebt.

„Ein jugendlich männlicher Kopf voll Ruhe und Würde: das Haar vom schönsten Braun, oben geschel-

telt aber nicht gleich von ebner Länge, tritt hier und da unregelmäßig in die ebne, wenig gewölbte Stirn herein, und fließt an beyden Seiten des länglichten, doch geräumigen Gesichtes auf die Schultern herab; große braune Augen von offenem, festem, lichtem Blick, über die sich die vom aufgeschlagenen Augenlide gebildete Linie in ungewöhnlicher Entfernung schön gebogen herumzieht; über ihnen Schatten durch die Vertiefung unter den Augenbrauen; diese nicht stark, welches die Majestät vermindert, aber auch nicht schlicht anliegend, sondern von etwas strebendem und ungleichem Haar, und also auch nicht von einem leidenden Charakter; die Nase mit einer kleinen Einbiegung an die Stirn gefügt, der Nasenrücken breit, doch rundet er sich an beyden Seiten; der Zwischenraum von da bis zur Oberlippe klein und nicht sehr nach innen ausgeschweift; die Lippen voll, der Mund in einer ziemlich ebenen Linie geschlossen, die beschattete Vertiefung über dem Kinn sehr kräftig, der Bart mit hellerem und krauserem Haar angefüllt; alle Züge groß und in ihrer Großheit still und geordnet; ein hoher einfältiger Beruf, keine schwermüthige Vorahnung von Leiden, sondern die weiseste, heiterste, überschauendste Fassung; viel von einem Sohne Jupiters und doch auch etwas von einem Juden: das ist der Christuskopf des Hannibal Carracci.“

Louise. Der Schluß Ihrer Beschreibung blieb mir kein Räthsel, ich erkannte darnach das Bild viel früher. Das ist wirklich der Christus des Hannibal

Carracci, aber ich kann nicht sagen: es ist ganz der meinige.

Waller. Und warum nicht?

Louise. Es ist der schönste, den ich jemals gesehen habe, aber doch fehlt ihm der Brennpunkt, wo die höchste Kraft und Duldsamkeit zusammentreffen; und bis ich den finde, werde ich vielleicht die Darstellung dieses Ideals für unmöglich halten.

Waller. Sie sind der Meinung Forsters?

Louise. Aus weniger subtilen Gründen vielleicht. Die Aufgabe ist aber wirklich subtil, der mancherley Lokalbedingungen wegen, unter denen der Gott Mensch war, oder unter denen wir ihn so denken. Die Ruhe in Carracci's Kopf ist herrlich, aber doch mit zu viel Weichheit verbunden. Er hat mehr von dem Jünger als von dem Meister. Ein hoher einfältiger Beruf liegt in ihm, wie Sie mit Recht sagen, aber es ist der: die weise Lehre zu fassen und wiederum auszustreuen, und an der Brust des Meisters zu ruhn. — Doch wir wollen diesen unendlichen Streit nicht weiter führen. Geben Sie mir Ihre Papiere; ich nehme alles mit, und kann nun um so eher Feyerabend machen.

Waller. Und von dem Raphael wollen Sie schweigen, vor dem ich Sie doch Stunden lang stehen sah?

Louise. Eben deswegen, Lieber, denn der Mund fließt bey mir nicht allemal von dem über, deß das Herz voll ist. Ich habe mir nicht getraut, etwas darüber aufzuschreiben, und doch ist mir nicht bange darum, daß ich nicht einen treffenden Abdruck davon mit

mir hinwegnehmen sollte. Aber wie soll man der Sprache mächtig werden, um das Höchste des Ausdruckes wiederzugeben? Das wirkt so unmittelbar, und geht gleich vom Auge in die Seele, man kommt nicht auf Worte dabey, man hat keine nöthig, um zu erkennen, was in unzweifelhafter Klarheit dasteht, und gar nicht anders als es ist, genommen werden kann.

Reinhold. Endlich wird doch einmal die Unzulänglichkeit der Sprache eingestanden.

Waller. Wirkt nicht hier ein wenig die Scheu vor dem heiligen Namen bey Ihnen, daß Sie einige Umstände machen, und sich nicht so getrost mittheilen, wie ein Mensch doch über alles thun darf, wovon er verdient, daß es ihm lieb ist?

Louise. Es kann seyn, und ich habe schon gewünscht, überall nicht zu wissen, dieses Bild sey von Raphael, obwohl ich es doch bald hätte errathen müssen. In der Reihe der andern Gemählde habe ich es niemals gesehn, weil es immer unten für die Schüler auf der Staffeley stand: aber wie es sich schon durch die einfache Zusammensetzung der drey großen Figuren unterscheiden mußte für den ersten Blick! In beyden Sälen ist nichts ähnliches und unter dem Vortrefflichen nichts verständlicheres, selbst für das ganz unkünstlerische Gemüth. Vieles will doch mit einem geübten Sinne gefaßt seyn, der sich in den Sinn des Malers oder der Malerey überhaupt zu versetzen weiß; aber hier trifft eben das erste und letzte zusammen.

Reinhold. Das gebe ich Ihnen, wo nicht für Raphael, doch für dieses Bild von ihm zu.

Louise. Liegt es nicht darin: daß die Gestalten so einzeln dastehn, jede für sich geltend? Das Auge ruht dazwischen aus, und hat nichts zu sondern, nichts konventionelles sich klar zu machen. Und doch sind sie innig verbunden, selbst für den ersten augenblicklichen Eindruck: denn sagt, wer würde sich nicht gern neben diesen Knieenden vor der hohen Jungfrau niederwerfen?

Reinhold. Fahren Sie nur fort, Louise; in der Andacht vereinigen wir uns gern mit Ihnen, es kann sie doch ein jeder nach seiner Weise haben.

Louise. Eine Göttin kann ich die Maria nicht nennen. Das Kind, was sie trägt, ist ein Gott, denn so hat noch niemals ein Kind ausgesehn. Sie hingegen ist nur das Höchste von menschlicher Bildung, und nimmt ihre Verklärung daher, daß sie den Sohn so still, so ohne sichtbare Regung von Entzücken oder Selbstgefühl auf ihren Armen hält, ohne Stolz und ohne Demuth. Es ist auch nichts ätherisches an ihr, alles gediegne feste Theile. Sie wandelt nicht unter uns, doch tritt sie schreitend auf die Wolken, und schwebt nicht in der Glorie, in die sich ihre große Gestalt hinzeichnet. Der Kopf ganz grade aus, und so die Blicke. Das Oval des Gesichtes ist oben ziemlich breit, die braunen Augen weit auseinander, die Stirn klein, das Haar schlicht gescheitelt — aber nein, ich kann das nicht einzeln und physiognomisch deuten.

Waller. Sie sollen auch nicht, sagen Sie was Ihnen einfällt.

Louise. Das scheint mir vortrefflich, daß man sie oben nicht ganz im Freyen sieht: der Schleyer, der über ihren Kopf geht, und einen Bogen zu ihrer Linken macht, wo er an der Hüfte aufgenommen ist, dient ihr gleichsam zur Blende.

Reinhold. Der äußere Umriss wird dadurch an dieser Seite sehr einfach; an der andern tritt zwar der Kopf der Jungfrau und daneben des Kindes unmittelbar aus dem weißen Grund hervor, weiter hinten aber geht das Gewand längs der ganzen Gestalt mit einem einzigen Schwunge bis auf die Knöchel der Füße.

Louise. Der umgebende Schleyer stimmt auch mit der Bescheidenheit der Jungfrau überein. Die Kleidung verbirgt alles an ihr außer das Haupt, den Hals, die Hände und Füße; aber sie läßt sich von dem herrlichen Körper nicht trennen, der, obgleich bedeckt, sichtbar bleibt, besonders von den Schultern bis zur Mitte des Leibes, wo das rothe Kleid fest anschließt. Dann fängt der blaue Rock oder Mantel unter dem bräunlichen Schleyer an bis, wo er sich an den Füßen auseinander schlägt und eine fliegende Falte nach der linken Seite wirft, das rothe Gewand wieder zum Vorschein kommt.

Waller. Ich zeichne Ihnen in Gedanken nach, aber wenn ich es nicht selbst gesehn hätte, würde es mir doch schwer werden.

Louise. Lassen Sie nur. Genug, wenn es Sie erinnert. Ich finde es oft erst in der Erinnerung, was denn eigentlich die Wirkung hervorbringt. Sehen Sie, selbst daß die bloßen Füße auf die Wolken treten, und kein Gewand sie versteckt, ist nicht umsonst: man sieht die Gestalt bestimmter und sie erscheint menschlicher.

Waller. Nach meiner Ansicht auch majestätischer.

Louise. Ja, eben weil es eine so reine Erscheinung ist, die nicht Menschen mit dem, was nach ihrer Meynung Ehrfurcht auslegt, ausgeschmückt haben, sondern die in ihrer eignen Natur dasteht. Denken Sie nun, wie groß sie das Kind auf dem Schleyer trägt, so daß es oberhalb frey bleibt und nur die Enden unter ihm zusammen genommen sind. Sie faßt mit der Rechten unter seinen rechten Arm, die Linke unterstützt das rechte Bein, das über das andre hinüber geschlagen ist und an welches die Linke des Kindes greift, nicht spielend wie Kinder thun, sondern in der Ruhe welche vollbracht hat. Es sitzt nach vorn gewendet und scheint nichts zu wollen, aber was es einst wird wollen können, ist unermesslich, oder vielmehr was es gewollt hat: denn alles ist bereits geschehn, und es zeigt sich nur auf dem Arm der Mutter der Erde so wieder, wie es sie zuerst betrat. Die Formen sind die eines Kindes, der Kopf von breiter Rundung, die Glieder stark und voll, nicht von zarter Gattung, aber Auge und Mund beherrschen die Welt. Der Mund ist besonders ernst, sehr geschweift, beyde Enden der Lippen ziehen sich herunter. Dieser fremde Zug an einem Kinde giebt

ihm den unbegreiflich hohen Ausdruck, glaube ich. So auch das kurze Haar, das emporstrebend den Kopf umgiebt. Die Augen scheinen zwey unbewegliche Sterne; sie liegen tief, die Stirn ist voll Nachdenken. Und doch kann man nicht sagen, dieser Knabe ist schon ein Mann. Es ist keine Ueberreife, aber Liebermenschlichkeit. Denn so weit sich das Göttliche in kindischer Hülle offenbaren kann, ist es hier geschehn, und ich kann mir den Mann zu diesem Kinde nicht einmal denken.

Waller. Ist das auch einer von Ihren Gründen, warum Sie einen Christuskopf für unmöglich halten?

Louise. Ja ich gestehe Ihnen, ich sehe den Erlöser der Welt am liebsten als Kind. Das Geheimniß der Vermischung beyder Naturen scheint mir in dem wunderbaren Geheimniß der Kindheit überhaupt am besten gelöst, die so gränzenlos in ihrem Wesen wie begränzt ist.

Waller. Fast möchte ich Ihrer Meynung werden.

Louise. Nun nehmt einmal die Mutter und das Kind zusammen. Welch ein erhabnes Daseyn, und ganz allein durch das bloße Daseyn, ohne Prunk und Nebenwerk! Man möchte sagen, auch ohne Beleuchtung: ein geschlossnes Helldunkel ist wenigstens nicht da, keine Magie der Erscheinung.

Reinhold. Es ist aber doch in den kräftigsten Farben, und ganz in Raphaels herrlichster Weise gemahlt.

Louise. Dagegen ging meine Bemerkung eigentlich nicht. Müßte das Bild nicht beynah ohne Kolorit

bestehen können? Wirklich ist dieses so, daß ich es nicht anders wünschen mag. Ich liebe das bräunliche desselben und den Kost der Zeit. —

Reinhold. Oder den Weihrauchdampf der Mönche zu Piacenza.

Louise. Seyß was es wolle, ich lasse mir selbst die violetten Tinten an dem Kinde gefallen, und möchte an der Jungfrau nichts zarter haben als es ist. Denn worin bey ihr die wahre Zartheit liegt, das ist die Reinheit und Keuschheit ihrer Züge und ihrer Haltung des Körpers; die blühende Jugend, die gleichsam nur dadurch gereift scheint, daß sie für ewig festgehalten wurde, und dieses dringt eben in der ganz irdischen Hülle noch näher an das Herz.

Reinhold. Sie wollen einmal nichts anders haben, als es Raphael gemacht hat, selbst wenn es noch vollkommner seyn könnte.

Louise. Ist es nicht genug, wenn etwas so vollkommen ist, daß man es bis zu diesem Grade lieben muß? Wenigstens können Sie mir diese Schwachheit gestatten. Aber stören Sie mich nicht. Ich wollte sagen, daß eine solche Gegenwart doch gar nichts als sich selber bedarf, daß die bloße Gestalt hinreicht, um die ganze Seele zu erfüllen. Die mütterliche Liebe ist nicht einmal ausgedrückt, um uns zu gewinnen. Maria hält das Kind nicht lieblosend, das Kind weiß nichts von seiner Mutter. Die Mutter ist da um es zu tragen, Gott hat es ihr in die Arme gegeben, in diesem heiligen Dienste erscheint sie vor der anbetenden Welt, so groß wie sie ihn im Himmel verwaltet, von

wannen sie wieder herabgekommen ist. Sie ist ohne Leidenschaft, und ihr klares Auge heißt auch die Leidenschaft schweigen. Wie ich hinaufgestiegen bin, um ihr nahe ins Antlitz zu schauen, kann ich nicht läugnen, es ist ein sanfter Schauer über mich gekommen, und meine Augen sind naß geworden.

Waller. Sie sind in Gefahr katholisch zu werden.

Louise. Wie dann und wann heidnisch. Es ist keine Gefahr dabey, wenn Raphael der Priester ist. Sagen Sie, Reinhold, ist nicht das ganze Bild wie ein Tempel gebaut? Die beyden Figuren, welche rechts und links knien, machen mit dem Schwunge der mittleren eine recht architektonische Symmetrie.

Reinhold. Sie nehmen sich wirklich in einiger Entfernung wie zwey Dreyecke aus, die ein schmales Oval zwischen sich tragen. Sie sind vor der Jungfrau einander so nahe gegenüber, daß ihr Gewand sie eben zu berühren scheint. Die Köpfe stehen ungefähr der Mitte der Hauptgestalt gleich. Die drey Figuren zusammen bilden wieder ein größeres Dreyeck, welchem oben ein von beyden Seiten schräg weggezogener grüner Vorhang parallel läuft. Alle diese Verhältnisse werden durch die hart gegen einander abgeschnittenen Farben noch auffallender gemacht. Am härtesten steht das dunkelblaue Gewand der Madonna auf dem ganz weißen Grunde, der nur gegen seine äußere Gränze zu, wo die Engelsköpfe der Glorie kaum sichtbar angedeutet sind, bläulich wird; der schwere goldgewirkte Mantel des heiligen Sixtus und der graue Rock der Barbara, mit ihrer übrigen ziemlich bunten Tracht,

zeichnen sich doch weniger stark aus. Die beyden Heiligen sinken tiefer in die Wolken, und heben dadurch die Jungfrau; auch der Schatten unter ihren Füßen trägt zu ihrer hohen Leichtigkeit bey.

Louise. Wissen Sie, wie mir überhaupt die zwey knieenden Figuren vorkommen? Wie die männliche und weibliche Andacht, und wieder wie die ältere und die jugendliche. Der gute alte Mann zur Rechten der Jungfrau hebt sein Haupt voll Zutrauen zu ihr in die Höhe, während er seine Linke betheuernd auf die Brust legt, und die Rechte zum Bilde herausstreckt, wie um auf etwas zu deuten.

Reinhold. Und diese Hände sind vortrefflich gezeichnet.

Louise. Die junge Heilige, die so innig und anmuthig die Hände auf der Brust zusammenfaltet, wendet ihr Gesicht mit gesenktem Blick von der Madonna weg, nach ihrer vorderen Schulter herum. Sie ist zu schüchtern, um hinaufzuschauen, zu demüthig und auch mehr mit sich selbst beschäftigt. Der Alte ist Kühner als Mann und als Greis: wohin sein Sinn steht, dahin blickt sein Auge; auch scheint er für andre und nicht für sich selbst zu bitten. Das Mädchen flieht in ihr Inneres zurück und betet um das eigne Seelenheil. Sie hat ein sehr liebliches Köpfchen, recht dazu gemacht, fromme Wünsche und liebende Ergebenheit auszudrücken.

Reinhold. Doch ist sie nicht das Vorzüglichste auf dem Bilde.

Louise. Eins muß ja wohl zurückstehn, obwohl

ich es nicht gewahr werde und nicht wissen will. Lieber lassen Sie mich von den himmlischen Kindern sprechen, die halb über den unteren Rand des Bildes hervorragen. Seht, das ist nun die kindliche und die englische Andacht. Sie beten nicht, weil Kinder und Engel um nichts zu bitten haben: sie betrachten nur in ihrem wonnevollen unschuldigen Sinn. Der älteste wieder anders wie der jüngere. Er schaut über sich zu der Jungfrau und ihrem Sohne, den einen Finger über den Mund gelegt; ein Strahl von oben fällt in sein süßes trunknes Auge, man sieht ihn darin funkeln, er empfindet die Herrlichkeit schon, welche der Kleine kindlich anstaunet, der mit seinen runden Wangen auf beyden Armchen aufliegt.

Waller. Ja, Liebe, es giebt viele Engel, die geistiger noch und geistlicher, und, wenn Sie wollen, weit mehr Engel sind: aber so irdisch und himmlisch zugleich sind mir noch keine vorgekommen.

Louise. Es ist wahr, sie sind Kinder der Erde in bunten Flügelchen. Sie haben einen eigentlichen Charakter, worüber die Söhne des Himmels hinweg sind. Der Größere ist sanfter und männlicher, die Locken liegen ihm auch weicher und ordentlicher an; dem Kleinen sträubt sich das Haar so trotzig um das volle Gesichtchen. Man kann sie nicht ohne Verlangen ansehen, aber dann leitet der älteste mit seinem sinnigen Blick den meinigen doch wieder in die Höhe; heitrer nur, denn alles, was Kind ist, erheitert doch die Seele.

Waller. Und so wäre der Kreislauf Ihrer Be-

trachtung vollbracht, und wenn ich Sie nicht mit einem Vorschlage unterbreche, fangen Sie ihn von neuem an. Sie sind unvermerkt in einen solchen Strom der Schilderung hineingerathen, daß Sie nichts weiter zu thun haben, als das Gesagte zu Hause niederzuschreiben, damit Ihre Schwester den Raphael nicht vermissen.

Louise. Wenn es mir nur unter der Feder nicht wieder erkaltet.

Waller. Ich habe für mein Theil darauf gesonnen, ihm auf eine andere Weise beizukommen.

Louise. So? Da ist gewiß etwas von Poesie dabey: mir dünkt, Sie spielten vorhin darauf an.

Waller. Das Verhältniß der bildenden Künste zur Poesie hat mich oft beschäftigt. Sie entlehnen Ideen von ihr, um sich über die nähere Wirklichkeit wegzuschwingen, und legen dagegen der umherschweifenden Einbildungskraft bestimmte Erscheinungen unter. Ohne gegenseitigen Einfluß würden sie alltäglich und knechtisch, und die Poesie zu einem unkörperlichen Fantom werden.

Louise. Was sie bey manchen Dichtern und manchen Lesern schon allzusehr ist.

Waller. Gut, sie soll immer Führerin der bildenden Künste seyn, die ihr wieder als Dolmetscherinnen dienen müssen. Nun sind uns aber die Gegenstände, welche der modernen Mahleren in ihrem großen Zeitalter und auch nachher angewiesen wurden, so fremd geworden, daß sie selbst der Poesie zu ihrer Dolmetscherin bedarf.

Louise. Allerdings haben die Protestanten im

allgemeinen für den katholischen Glauben einen sehr profaischen Gesichtspunkt.

Waller. Der Katholik hat ihn auch, wenn er seine Religion nicht liberal und menschlich behandelt. Wir müssen uns erst bewußt seyn, daß wir etwas selbst in uns erschaffen, ehe wir uns erlauben, es durch ein dichterisches Spiel zu veredeln. Ein schöner Gottesdienst kann nie Aberglaube seyn: aber die priesterliche Zaubermacht wird dadurch am stärksten bewährt, daß sie den Menschen das Häßliche, Lächerliche, Armselige in Heiliges verwandelt.

Louise. Es wäre also schon Liberalität von den Päbsten und andern Geistlichen gewesen, wenn sie die Talente großer Künstler zum Dienste der Religion aufboten?

Waller. Unstreitig; sie war aber durch den allgemeinen religiösen Luxus viel früher vorbereitet. Auf jeden Fall verdanken wir ihr einige von den eigenthümlichsten Schöpfungen der modernen Kunst. Ich habe es oft beklagen hören, daß die großen Mahler immerfort Madonnen, heilige Familien, Apostel, Heilige, Himmelfahrten und so weiter gemahlt. Nach meinem Bedünken ist es vielmehr ein unschätzbarer Vortheil, einen bestimmten mythischen Kreis zu haben, wo die Gegenstände schon bekannt und von lange her mahlerisch organisiert sind, und die Aufmerksamkeit sich daher unsongetheilter auf die Behandlung richten kann.

Reinhold. Indessen sehen wir, daß die heutigen Künstler Himmel und Erde bewegen, um aus dieser Beschränkung herauszukommen. Sie versteigen sich

in die klassische Mythologie und Geschichte, oder plagen sich mit Allegorie, oder wenn sie recht nordische Naturen sind, lassen sie gar die Geister Ossians im Nebel erscheinen.

Waller. Das erste thaten die Meister der schönsten Periode auch zuweilen zur Abwechslung; doch blieb die Religion mit ihren Geschichten immer ihre Hauptbeschäftigung, so wie sie ihnen fast ausschließlich Beschäftigung gab. Man hat es noch nicht erlebt, daß die große Geschichtsmahlerey in einem protestantischen Lande recht geblüht hätte.

Reinhold. Der politische Enthusiasmus müßte ihr dann irgendwo ein neues weites Feld und eine ruhmvolle öffentliche Bestimmung öffnen.

Waller. Sie würde freylich dadurch aus der Verlegenheit gezogen, meistens für ein gelehrteres Privatinteresse zu arbeiten, welches niemals popular werden kann. Allein der Republikanismus wird nie etwas übermenschliches ersinnen. Wenn der Künstler auf dieses also nicht ganz Verzicht thun will, so ist er auf die Alternative reduzirt, die Ideale einer ausgestorbenen Götterwelt zu wiederholen, oder den göttlichen und heiligen Personen eines noch bestehenden und wirkenden Glaubens fortbildend zu huldigen.

Reinhold. Eines noch bestehenden! Aber wie lange?

Waller. Als schöne freye Dichtung verdient er eine unvergängliche Dauer. Ich habe ihn als solche zu nehmen versucht, und mir nicht grade einzelne Gemälde, aber hergebrachte Gegenstände dazu gewählt.

Die Poesie beweiset auf diesem Wege der Malerey ihre Dankbarkeit, und es würde sie selbst vielleicht nicht gereuen, wenn sie darauf fortginge.

Louise. Sehen Sie, Reinhold! Die Verwandlung von Gemälden in Gedichte, wovon ich sagte. Lassen Sie uns doch hören, Waller.

Waller.

A v e M a r i a.

Die Jungfrau ruht, nur Demuth ihr Geschmeide,
Im Abendschatten an der Hütte Thor.
Sie weiß nicht, daß sie Gott zur Braut erkohr,
Doch süßes Sinnen ist ihr Seelenweide.

Da sieh! ein Jüngling tritt im lichten Kleide,
Den Palmenzweig in seiner Hand, hervor.
Voll süßen Schauers bebet sie empor,
Denn seine Stirn ist Morgenroth der Freude.

Gegrüßt, Maria! tönt sein holder Mund,
Und thut das wundervolle Heil ihr kund
Wie Kraft von oben her sie soll umwallen.

Und sie, die Arm' auf ihre Brust gelegt,
Wo sichs geheim und innig liebend regt,
Spricht: Mir geschehe nach des Herrn Gefallen!

Christi Geburt.

Mein süßes Kindlein, wüßt' ich Dein zu pflegen!
Ich bin noch matt, doch ruh am Busen warm;
Die Nacht ist dunkel, klein die Hütt' und arm:
Sie mußten Dich in diese Krippe legen.

So sprach Maria; draußen rief's dagegen:
Laßt uns hinein, wir wollen keinen Harm!
Uns wies hieher der Engel froher Schwarm,
Verkündigend den neugebohrnen Segen.

Das Dach empfängt sie, und ein göttlich Licht,
Wie um ihn her die frommen Hirten treten,
Entstrahlt des Heilands kleinem Angesicht.

Sie stehn, sie schaun, sie jubeln, preisen, beten;
Der Jungfrau mütterliche Seel' erfüllt
Sich mit dem Gotte, den ihr Schooß enthüllt.

Die heiligen drey Könige.

Aus fernen Landen kommen wir gezogen;
Nach Weisheit strebten wir seit langen Jahren,
Doch wandern wir in unsern Silberhaaren;
Ein schöner Stern ist vor uns her geflogen.

Nun steht er winkend still am Himmelsbogen:
Den Fürsten Juda's muß dieß Haus bewahren.
Was hast Du, kleines Bethlehem, erfahren?
Dir ist der Herr vor allen hoch gewogen.

Hilfselig Kind, laß auf den Knie'n Dich grüßen!
Womit die Sonne unsre Heimat segnet,
Das bringen wir, ob schon geringe Gaben.

Gold, Welbrauh, Myrrhen liegen Dir zu Füßen;
Die Weisheit ist uns sichtbarlich begegnet,
Willst Du uns nur mit Einem Blicke laben.

Die heilige Familie.

Den Schöpfer, der die Erde neu gestaltet,
Gebenedeyte! hast Du ihr gegeben.
Du darfst Dein Aug' als Unvermählte heben
Zum Vater aller, der im Himmel waltet.

Ein guter Greis, des Treue nie veraltet,
Steht euer Pfleger väterlich daneben.
In Deinem Sohne glüht ein heilig Leben,
Das spielend sich auf Deinem Schooß entfaltet.

Mehr Lieb' als Kinder zu einander tragen,
Spricht des Genossen feurige Geberde,
Dem Jesus zarte Händ' entgegen breitet.

Der braungelockte Knabe scheint zu fragen:
Was thu' ich, daß ich Deiner würdig werde?
Gern sterb' ich, wann ich Dir den Weg bereitet.

Johannes in der Wüste.

Ein starker Jüngling, kühn zur That und schnell,
Entreißt Johannes sich bewohnten Stätten.
Er liebt, in öde Klüfte sich zu betten,
Die Hüften gürtet ihm ein rauhes Fell.

Einfältig wird sein Sinn, sein Auge hell;
Nichts niedres kann ihn an die Erde fetten
Und sein Geschlecht vom Untergang zu retten,
Sucht er in sich der Gottheit Lebensquell.

Er sitzt am Felsen, dessen Born ihn tränket,
Da steigt vor seiner Seel' empör ein Bild,
Das er mit sel'gem Staunen überdenket.

Es ist des Menschen Sohn, so groß als mild,
Der ernste Seher hält sein Haupt gesenket:
Ach, gegen Dich, wie bin ich streng' und wild!

Mater dolorosa.

Der Blutaltar, für Gottes Lamm bereitet,
Hat sein geweihtes Opfer schon empfangen;
Und reuevolle Brüder zu umfassen,
Hält Christ am Kreuz die Arme ausgebreitet.

Er sieht voll Huld, die ihn hinausbegleitet,
Der Treuen Schaar in namenlosem Bangen:
Sie schaun auf ihn mit schmerzlichem Verlangen,
Was noch sein Wink für Tröstung ihnen deutet.

Der Mutter Antlitz blaßt in Todeschauer,
Die thränenlosen Augen sind verglommen,
Ihr stummer Mund vermag nicht mehr zu sehen.

Kein sterblich Weib erfuhr so tiefe Trauer.
Das prophezeit' ihr einst das Wort des Frommen:
Es wird ein Schwert durch Deine Seele gehen.

Die Himmelfahrt der Jungfrau.

Wie ist mir? Wonne blickt von Gottes Throne,
Und hat mit süßen Banden mich umschlungen.
Mein Sehnen ist die Himmel durchgedrungen:
Ich seh' den Vater bey dem theuern Sohne.

Hinan! hinan! auf daß ich bey euch wohne,
Vom Zug der Liebe leicht emporgeschwungen!
Ihr Heil'gen, die ihr treu mit mir gerungen,
Glaubt, liebet, hofft, und einst empfaht die Krone! —

Und wie sie so auf Wolf' und Duft entschwindet,
Umlächeln sie des Himmels jüngste Söhne;
Schon weichen unter ihrem Fuß die Sonnen.

Im Lichte wird ein neues Licht enzündet,
So strahlt die Braut, verklärt in reiner Schöne,
Und ruht nun lebend an der Liebe Bronnen.

Die Mutter Gottes in der Herrlichkeit.

Dir neigen Engel sich in tiefer Feyer,
Und Heil'ge beten, wo Dein Fußtritt walt:
Glorreiche Himmelskönigin! Dir halt,
Die Gott besaitet hat, der Sphären Leyer.

Dein Geist blickt sichtbar göttlich durch den Schleyer
Der unverwelflich blühenden Gestalt;
Du trägst ein Kind voll hehrer Allgewalt,
Des Todes Sieger und der Welt Befreyer.

O Jungfrau! Tochter des, den Du gehegt!
Dein Schooß ward zu dem Heiligthum erwählet,
Wo selbst Ihr Bild die Gottheit ausgeprägt.

Dein Leben hat das Leben neu beseelet.
Die ew'ge Liebe, die das Weltall trägt,
Ist unauflöslich uns durch Dich vermählet.

Louise. Ach, da haben wir endlich unsern
Raphael.

Reinhold. Und ich müßte mich sehr irren,
wenn Sie nicht bey dem vorletzten Sonett an die
Himmelfahrt der Jungfrau von Guido Reni zu Düs-
seldorf, und bey Johannes dem Täufer an den eben-
falls dort befindlichen gedacht hätten, der bald dem
Andrea del Sarto, bald dem Raphael zugeschrie-
ben wird.

Louise. Und bey der Geburt Christi hatten
Sie gewiß Corregio's Nacht vor Augen. Aber wie

konnten Sie in dieser poetischen Gallerie die holde Magdalena auslassen?

Waller. Ich habe sie nicht vergessen, allein ich wollte sie nicht grade zu in jene heilige Reihe stellen. Bemerkten Sie doch selbst vorher, daß man über diesen Gegenstand so leicht frivol wird.

In unbewahrter Jugend frischer Blüthe
Riß Magdalenen ihre Schönheit hin;
Den edlen Geist berückt ein welcher Sinn,
Daß sie in ungewelhten Flammen glühete.

Sie hört den Hellsand, und die ernste Güte,
Die aus ihm spricht, wird ihres Hells Beginn.
Zu seinen Füßen sinkt die Sünderinn,
Mit tief zerrißnem schmachtenden Gemüthe.

Entblößt vom Schmucke liebt sie nun, allein,
Den Arm gelehnt an blaß gewelnte Wangen,
Betrachtungen der Buße nachzuhangen.

Ja, fromme Huldin! fleh in Wüsteneyn,
Verbirg der Welt den Anblick Deiner Schmerzen:
Denn sonst bethört noch Deine Reu die Herzen.

Louise. Bis zur letzten Zeile haben Sie sich streng' gehalten, und wer weiß, wenn das Sonett nicht einen Schluß hätte haben müssen, Sie wären ohne alle Weltlichkeit durchgeschlüpft. Was aber die übrigen Stücke betrifft, warnen Sie nur wieder vor

dem Katholisch werden! Sie sind nicht nur ein Katholik, sondern ein Proselytenmacher.

Waller. Gut, das bewiese ja, daß ich jenes recht wäre.

Louise. Müßte sich nicht viel dergleichen und von größerem Umfange zur Verherrlichung der heiligen Geschichte und der Legenden dichten lassen?

Waller. Wer soll es thun? In Deutschland wohnt der Katholizismus, und die Poesie eben nicht unter Einem Dache beysammen. Protestantische Dichter haben sich zwar in England und Deutschland zum Theil mit ausgezeichnetem Geiste an Gegenstände ihres Glaubens gewagt; allein nach der Natur der Sache kann es damit nicht recht gelingen. Durch die Reformation wurde das erneute Christenthum von seiner ehrwürdigen Vorzeit abgeschieden, und eine mythische Welt hinter ihm vernichtet. Auf gewisse Weise wiederholte sich, was bey der Verdrängung des Heidenthums durch das ursprüngliche Christenthum geschehen war.

Und der alten Götter bunt Gewimmel
Hat sogleich das stille Haus geleert,
Unsichtbar wird einer nur im Himmel,
Und ein Helland wird am Kreuz verehrt.

Erst nach einem langen Zeitraume konnten protestantische Dichter aufstehen, nun fanden sie sich von aller volksmäßigen Sage verlassen und griffen nach wunderbaren Dichtungen in die nüchterne Luft. Bey

der Verschmähung der Sinnlichkeit, welche im Geiste ihres Systems liegt, mußten sie dabey fast unvermeidlich ins transzendente verfallen, und die wahre kindliche Mystik überfliegen.

Louise. Was machen Sie da, Reinhold? Sie haben gewiß einmal wieder eine von ihren Abwesenheiten.

Reinhold. Ich habe nur ein paar Ideen flüchtig skizzirt, die mir bey den Gedichten einfielen. Hier ist eine Verkündigung Mariä für Sie, und da ein heiliger Johannes für Waller. Sie werden sich das schon zueignen.

Louise. Wie so?

Waller. Nun, das begreift sich, symbolisch. Wenn Sie einmal Mutter werden sollten — das Vorgefühl eines so schönen Geheimnisses ist gewiß für jedes zarte weibliche Herz ein verkündigender Engel.

Louise. Und ein junger Dichter und Schwärmer, der sich weder in den Wissenschaften noch bürgerlichen Verhältnissen einzunisten lassen will, bleibt immer die Stimme eines Predigers in der Wüste.

Waller. Daß Sie sich nur nicht zu eifrig dem Dienst der Antike widmen, Reinhold, und mir ja den katholischen Glauben recht in Ehren halten. Als Mahler haben Sie mehr Ursache damit zufrieden zu seyn, wie mit der Griechischen Mythologie.

Reinhold. Das wäre!

Waller. In dieser hat Ihre Kunst durchaus keinen Schutzgott.

Louise. Das ist wahr, keine einzige Muse mahlt und so viele musizieren.

Waller. Sie müssen wohl, wenn die Musik von ihnen den Namen führen soll. Apollo ist für die Dichter, Vulkan für die mechanischen Künste, Minerva für die weiblichen Arbeiten, die bildenden Künste gehn immer leer aus.

Reinhold. Dieß kommt wohl daher, daß sie viel später aufblühten als Poesie und Musik, da schon alle Götter vertheilt waren.

Waller. Auch solche Heroen haben sie nicht, wie Orpheus, Linus, Amphion und andre. Der einzige, den man nennen kann, ist Dädalus, und dieser gilt nur für die Bildner, nicht für die Mahler. Welch' einen würdigen Schutzheiligen haben Sie dagegen an dem Evangelisten Lukas!

Reinhold. Und auch das ist nicht wenig werth, daß wir wissen, er hat die Bildnisse der Jungfrau, Christi und der Apostel nach dem Leben genommen, und der Nachwelt überliefert.

Waller. Es deutet die Richtung der neueren Kunst auf individuellen menschlichen Charakter so schön an. Niemanden konnte es einfallen, daß der Olympische Jupiter dem Phidias gefessen habe.

Louise. Aber Homer sah ihn doch gewiß von der Jonischen Küste herüber auf dem wolfigen Gipfel des Olymp sitzen.

Waller. Damit ich das Geschenk Ihrer Skizze mit etwas erwiedre, lieber Freund, hören Sie meine Legende von Ihrem Schutzpatron.

Sanct Lukas sah ein Traumgesicht:
Geh! mach Dich auf und zög're nicht,
Das schönste Bild zu mahlen.
Von Deinen Händen aufgestellt,
Soll einst der ganzen Christenwelt
Die Mutter Gottes strahlen.

Er fuhr vom Morgenschlaf empor,
Noch tönt die Stimim' in seinem Ohr;
Er rafft sich aus dem Bette,
Nimmt seinen Mantel um und geht,
Mit Farbenkasten und Geräth
Und Pinsel und Palette.

So wandert er mit stillem Tritt,
Nun sieht er schon Mariens Hütt'
Und klopft an die Pforte.
Er grüßt im Namen unsers Herrn,
Sie öffnet und empfängt ihn gern
Mit manchem holden Worte.

„O Jungfrau, wende Deine Gunst
Auf mein bescheidnes Theil der Kunst
Die Gott mich üben lassen!
Wie hoch gesegnet wär sie nicht,
Wenn ich Dein heil'ges Angesicht
Im Bildniß dürft' fassen!“ —

Sie sprach darauf demüthiglich:
Ja, Deine Hand erquickte mich
Mit meines Sohnes Bilde.
Er lächelt mir noch immer zu,
Obschon erhöht zur Wonn' und Ruh
Der himmlischen Gesilde.

Ich aber bin in Magdgestalt,
Die Erdenhülle sinkt nun bald,
Die ich auch jung verachtet.
Das Auge, welches alles sieht,
Weiß, daß ich nte, um Schmuck bemüht,
Im Spiegel mich betrachtet. —

„Die Blüthe, die dem Herrn gefiel,
Ward nicht der flücht'gen Jahre Spiel
Holdseligste der Frauen!
Du siehst allein der Schönheit Licht
Auf Deinem reinen Antlitz nicht,
Doch laß es andre schauen.“

„Bedenke nur der Gläub'gen Trost,
Wann Du der Erde lang' entfloht,
Vor Deinem Bild zu beten.
Elnst tönt Dir aller Zungen Preis,
Dir lallt das Kind, Dir steht der Greis,
Sie droben zu vertreten.“ —

Wie ziemte mir so hoher Lohn?
Bermocht' ich doch den theuren Sohn
Vom Kreuz nicht zu entladen.
Ich beuge selber spät und früh
In brünstigem Gebet die Knie
Dem Vater aller Gnaden. —

„O Jungfrau! weigre länger nicht:
Er sandte mir ein Traumgesicht,
Und hieß mir, Dich zu mahlen.
Von diesen Händen aufgestellt,
Soll vor der weiten Christenwelt
Die Mutter Gottes strahlen.“ —

Wohlan denn! sieh bereit mich hier.
Doch kannst Du, so erneue mir
Die Freuden, die ich fühlte,
So rufe jene Zeit zurück,
Als einst das Kind, mein süßes Glück,
Im Schooß der Mutter spielte. —

Sankt Lukas legt ans Werk die Hand;
Vor seiner Tafel unverwandt,
Lauscht er nach allen Zügen.
Die Kammer füllt ein klarer Schein,
Da gankeln Engel aus und ein,
In wunderbaren Flügen.

Ihm dient die junge Himmelschaar
Der reicht' ihm sorgsam Pinsel dar,
Der rieb die zarten Farben.
Marten lieb zum zweyten Mal
Ein Jesuskind des Mahlers Wahl,
Um die sie alle warben.

Er hatte den Entwurf vollbracht,
Nun hemmte seinen Fleiß die Nacht;
Er legt den Pinsel nieder.
Zu der Vollendung brauch' ich Frist,
Bis alles wohl getrocknet ist,
Dann, spricht er, fehr' ich wieder.

Nur wenig Tage sind entflohn,
Da klopft von neuem Lukas schon
An ihre Hüttenpforte.
Doch statt der Stimme, die so süß
Ihn jüngst noch dort willkommen hieß,
Bernimmt er fremde Worte.

Entschlummert war die Gottesbraut
Wie Blumen, wann der Abend thaut;
Sie wollten sie begraben,
Da ward sie in verklärtem Licht
Vor der Apostel Angesicht
Gen Himmel aufgehoben.

Erstaunt und froh schaut er umher,
Die Blick' erreichen sie nicht mehr
Die er nach droben sendet.
Obschon im Geist von ihr erfüllt,
Wagt er die Hand nicht an ihr Bild:
So blieb es unvollendet.

Und war auch so der Frommen Lust,
Und regt' auch so in jeder Brust
Ein heiliges Beginnen.
Es kamen Pilger fern und nah,
Und wer die Demuthsvolle sah,
Ward hoher Segnung innen.

Vieltausendfältig konterfeyt
Erschien sie aller Christenheit
Mit eben diesen Zügen.
Es mußte manch Jahrhundert lang
Der Andacht und dem Liebesdrang
Ein schwacher Umriß gnügen.

Doch endlich kam Sankt Raphael,
In seinen Augen glänzten hell
Die himmlischen Gestalten.
Herabgesandt von sel'gen Höhen,
Hatt' er die Ehre selbst gesehn
An Gottes Throne walten.

Der stellt ihr Bildniß, groß und klar,
Mit seinem keuschen Pinsel dar,
Vollendet, ohne Mängel.
Zufrieden, als er das gethan,
Schwang er sich wieder Himmel an,
Ein jugendlicher Engel.

Stenhold. Tausend Dank! Und die erste
Madonna, die mir gelingt, soll dem heiligen Lukas
und dem heiligen Raphael gemeinschaftlich geweis-
heit seyn.

III.

Ueber die natürliche Gleichheit der Menschen.

Wir setzen in der Mittheilung unsrer Gedanken immer als nothwendig voraus, daß wir zu Menschen reden, denen wir uns verständlich machen können; eine Voraussetzung, die wir überhaupt aller Erfahrung zum Grunde legen, und die eben darum auch durch keine Erfahrung aufgehoben werden kann.

Dies zeigt sich nicht deutlicher, als in der fast allgemeinen Klage über Mißdeutung und Mißverstand. Sie wäre selbst gar nicht möglich, wenn jene Voraussetzung nicht gemacht wäre. Aber sie führt auch unsere gesellschaftlichen Zwecke so wenig, daß sie vielmehr jede Anstrengung zur Einigung unsrer Geister nur noch erhöht und belebet.

So ist es Thatsache der Geschichte alter und neuer Zeiten, und es wäre für unser Nachstreben ein schöner Gewinn, wenn die Menschen auf sie merkten, und so die ganze Erfahrung, in der Beziehung jeder Thatsache auf den handelnden Geist, als Wahrheit dieses Geistes begreifen lernten. Die oft harte und unfreund-

liche Form der Mittheilung soll uns daran nicht hindern, denn diese ist selbst nur eine Täuschung, die wir auf höhere Wahrheit deuten müssen. Wo also Mittheilung Statt findet unter vernünftigen Wesen, da gilt jene Voraussetzung einer möglichen Verständlichkeit, da ist ein und derselbe Zweck, und in der Beabsichtigung dieses Zweckes muß sich eben unser ganzes gesellschaftliches Verhältniß immer reiner und schöner entwickeln.

Ich sage dies als Vorerinnerung zu der folgenden Untersuchung, um meinen Zweck sogleich bemerklich zu machen, und den Richter an die Absicht seines eigenen Urtheils zu erinnern.

Der Mensch ist überall der Gegenstand unserer Betrachtung. Denn jede mögliche Erscheinung ist Bestimmung durch ihn, und jede Wahrnehmung daher eine Berührung seines Geistes, die uns zum Anschauen eben auffordert, und uns dadurch auf unser eignes freyes Handeln zurückführt.

Aber wir begreifen auch den Menschen nur, in so fern er sich selbst begreift, und alles was wir von ihm behaupten, kann darum durch ihn selbst nur seine Wahrheit haben. Dies ist der Charakter der Vernünftigkeit. Sie wäre nichts ohne die eigene Beziehung unsers Handelns, durch welches wir leben und sind im ganzen Umfange unsers Daseyns. So gewiß daher nur Menschen sind, so gewiß ist auch ein jeder in allen Bestimmungen seines Wesens er selbst sein

Wesen durch eigne freye That, und in diesem wechselseitigen Verhältnisse des freyen Handelns besteht eben die natürliche Gleichheit der Menschen.

In diesem Begriffe stelle ich vorläufig den Hauptinhalt der ganzen Untersuchung auf. Ein bloßer Wink für die Aufmerksamkeit. Denn um wissen zu können, was wirklich in einem Begriffe enthalten ist, kann man ihn nicht als irgend woher gegeben betrachten, sondern wir müssen zurück auf seinen Gegenstand, und ihn durch wirkliche Anschauung vor unsern Augen entstehen lassen. Dann erscheint er als Resultat einer wiederholten Betrachtung, und ist selbst gar nichts anders, als der freye feste Blick, mit welchem wir unser eigenes Handeln anschauen.

Der Mensch, dessen Wirken und Thun ich beobachte, um in ihm selbst das Verhältniß seines Lebens kennen zu lernen, ist durch die Verknüpfung der Natur überall unter Menschen, und darum überhaupt nur wirklicher Mensch in der Beziehung seines Daseyns auf ein unendliches Geschlecht.

Ich finde ihn aber zuörderst nur wirksam und thätig in einer gesellschaftlichen Verbindung, die wir den Staat nennen. Hier geboren und erzogen trägt er alle die Bestimmungen, die ihn überhaupt als ein gesellschaftliches Wesen charakterisiren, und wo ich ihn also auch zuerst beobachten muß, um sein natürliches Verhältniß bestimmen zu können.

Es sey zunächst nicht die Frage, wie überhaupt eine Verbindung unter Menschen möglich sey, die nicht nothwendig die Natur unsers Wesens ausdrücke, und

folglich an sich selbst auch natürlich sey. Ich sehe zuerst nur darauf, wie die Menschen ihre gesellschaftliche Verbindung sich vorstellen, wo es also noch immer möglich ist, daß sie sich irren können.

Die Idee von einem gesellschaftlichen Zustande, den wir Staat nennen, finde ich diesem nach ausgedrückt in der möglichsten Uebereinstimmung aller Individuen als Theile zu einem Ganzen. Die Uebereinstimmung der Theile ist folglich die Uebereinstimmung des Ganzen mit sich selber, und demnach eine harmonische Thätigkeit, die in keinem einzelnen der Theile enthalten ist. Die Theile des Ganzen verhalten sich mithin bloß wie Organe, die gegenseitig auf sich ein- und zurückwirken, und nur durch ihre Verschiedenheit die Harmonie des Ganzen hervorbringen und erhalten.

Die Verschiedenheit der Individuen, als Theile zu einem Ganzen, ist demnach ihre gegenseitige Beziehung im Staate, ein Verhältniß, das ihren Urtheil und ihre Thätigkeit bestimmt, und daher eine Ungleichheit unter ihnen nothwendig macht.

Es kann aber nicht gesagt werden, wie groß das Ganze und wie verschieden das Verhältniß seiner Theile seyn müsse, um jene Idee von einem Staate vollkommen auszuführen. Die Theorien, so viel ich weiß, setzen den Staat voraus, sie mögen sich stellen wie sie wollen, und die Erfahrung lehrt uns nur, was geschehen ist, und muß also selbst nach einem höhern Prinzip beurtheilt werden. Die Schwierigkeit der Sache liegt ohne Zweifel darin:

Das Ganze, das wir Gesellschaft im Staate nennen, wird nicht bloß durch die Theile, sondern die Theile werden auch durch das Ganze bestimmt, indem ein jeder im Staate geboren und erzogen wird. Das Ganze aber ist nicht, und denkt nicht und handelt nicht, wenn nicht jedes Individuum oder jeder Theil es ist, und die Gesellschaft also aufhört, wie Theile zu einem Ganzen organisirt zu seyn. So lange es dies nun ist, bleibt auch der Antheil des Staats an der Bestimmung seiner Verhältnisse. Er ist aber denkend und handelnd eine Negation, und bestimmt folglich gar nicht. Mit hin ist das Verhältniß der Theile zu einem Ganzen selbst nur das Unbestimmte und Mangelhafte in der Gesellschaft, und diese wird sich in ihren Formen immer nach Umständen fügen, die aus dem Widerspreite der Kräfte gebietend hervorgehen.

Durch das Verhältniß der Menschen, als Theile zu einem Ganzen, ist also die Wirksamkeit eines jeden für das Ganze bestimmt, und dieses allein ist der Zweck der Thätigkeit Aller.

Aber das kann der Mensch nicht, ohne seine Vernünftigkeit zu verlieren. Er ist genöthigt, sein Handeln auf sich selbst zu beziehen, wie es wirklich das seinige ist, und so lebt er in der Gesellschaft gar nicht als Theil, sondern selbst als ein Ganzes.

Hieraus entsteht für die Gesellschaft ein Widerspruch. Eines jeden Thätigkeit ist bestimmt durch das Verhältniß im Staate, wo er nicht das Ganze ist: und jeder bezieht gleichwol nothwendig sein Thun auf sich selbst, wo er wirklich das Ganze ist. Das

Ganze aber ist nicht mit einem andern zu vergleichen, sondern durch die eigne Beziehung seiner freyen Thätigkeit ergeht die nothwendige Forderung, daß alle Verschiedenheit aufhöre. In so fern diese nun Statt findet durch das Verhältniß im Staate, sehen wir die Menschen überall in einem ungleichen Kampfe nach Wohlbefinden und höherer Geisteskultur. Tausende erscheinen uns sogar wie im Schlummer ihres Daseyns, wo selbst die Ahnung eines bessern Lebens noch kaum die starre Brust bewegen und erwärmen kann.

Diese Ungleichheit unter den Menschen ist indes eben so nothwendig, als die Gesellschaft es selbst ist, und weit entfernt uns dieselbe zum Vorwurfe zu machen, kommt es vielmehr nur darauf an, sie still und richtig zu begreifen. Dies liegt auch mit in den Verhältnissen des wirklichen Lebens, wo es keine geringe Absicht ist, das bessere Nachdenken unter uns zu erwecken und es wohlthätig für das gesellschaftliche Leben zu machen. Auch haben es die Menschen von jeher versucht, ihren Zustand des wirklichen Lebens gegen die Wünsche und Forderungen ihres Innern zu begreifen, und sie begriffen ihn allgemein nur als eine Störung in der Natur.

Aber die Vorstellung von einer möglichen Gleichheit unter den Menschen hatte dennoch von jeher ein so großes Interesse für die Einbildungskraft, daß selbst ihr Widerspruch mit der Erfahrung nicht verhindern konnte, sie zum wenigsten in religiöser Rücksicht unter die Glaubensartikel mit aufzunehmen.

Bei allen Völkern der Erde, die ihren Ursprung

noch über die Thatsache der Geschichte hinaus führen, ist die Sage von einem ursprünglichen goldnen Zeitalter der Welt: einem Zustande der innigsten Eintracht und Liebe, wo jene Störung noch nicht war, sondern nur friedliche Gottheiten unter den Menschen wandelten, und ein jugendlich schönes und harmonisches Leben die Unschuldigen beglückte.

Mit dieser Sage, die auf die Nachkommen jener Glücklichen gekommen war, und die man zu allen Zeiten heilig hielt, verband man auf das innigste den Glauben an eine Zukunft, wo jener himmlische Friede zu den Menschen wiederzürückkehren, und Freude und Harmonie ungestört unter uns wohnen sollten.

So suchten also die Menschen an den Bildern einer schönen Vergangenheit und Zukunft Trost und Beruhigung für die Gegenwart. Nur auf jener ruhte ihr Auge mit stillem Wohlgefallen, während sie dieser oft jede Freude zum lauten Vorwurfe machten.

Wie einseitig diese Vorstellung von unserm verlorenen und zukünftigen Glücke auch seyn möge; so ist doch das zum wenigsten merkwürdig, daß man die Gleichheit unter den Menschen von einem frohen und friedlichen Leben nicht hat trennen können. Es erscheint darin offenbar eine gewisse Nöthigung der Vernunft, die uns zum Nachdenken auffordert, und die bei näherer Untersuchung vielleicht mehr von uns fordern dürfte, als uns bloß mit einem müßigen Spiele der Einbildungskraft zu beschäftigen. Das Absprechen darüber aus einer vermeintlichen Erfahrung ist eine ganz überflüssige Erinnerung. Hat un-

fer Glaube an Vergangenheit und Zukunft nur erst aufgehört ein bloßes Hörensagen zu seyn; so werden wir es würdig finden den Buchstaben zu vergessen, und in uns selbst und unserm eigenen Handeln die Rechtfertigung zu suchen.

Einmal ist das immer gewiß: der bloße Glaube an eine Vergangenheit, da noch die Menschen durch Unschuld und kindliche Eintracht glücklich waren, könnte uns gar nicht erfreuen, noch uns zu irgend einem Troste gereichen, wenn wir nicht tief in unserm Innern die Zukunft auch ahneten, da ein entflohenes schönes Zeitalter mit seinen Tugenden und Freuden zu uns zurückkehren wird. Diese Verbindung ist in sich nothwendig, und Niemand verstände sein Gefühl bei irgend einer frohen und wohlthätigen Erinnerung, der es nicht darin gedeutet hätte.

Aber es ist so gar gewiß: nur der Blick in die Zukunft führt uns zurück auf die Vergangenheit, und beide, Zukunft und Vergangenheit, haben selbst nur ihren Ursprung und ihre ganze Bestimmung allein in der Gegenwart. Dies eben bestimmt unser Interesse an allem Schönen und Wahren, das die dichtende Phantasie in so reizenden Bildern uns aufstellt. Es ist nichts anders, als das Gefühl unsrer freien Wirksamkeit, wodurch die Welt gerade das ist, wozu wir sie bilden. Wie wir sie bilden und einrichten, so ist sie selbst unser Leben, und nur die mögten es sich nicht sagen, denen ihre eigne Vorstellungsart noch ein Geheimniß blieb.

Durch die Natur unsers Geistes ist jenes Zeit-

verhältniß also nothwendig. Wir können den Menschen uns nie denken, ohne daß er es sey, der denkt, und jede Zeitbestimmung in ihm hat also nur Wahrheit durch sein Handeln. Er ist und lebt aber auch nur in und mit seinem Handeln, und folglich nur in dem Verhältnisse des gegenwärtigen Augenblicks. Jede Zeitbestimmung in ihm muß diese Beziehung daher ausdrücken, und kann anders keine Wahrheit und Gewißheit haben.

Von einer Zukunft, als Zukunft, wissen wir nicht das mindeste, denn eine solche ist für uns keine mögliche Anschauung. Sie würde darum auch überhaupt nicht den mindesten Sinn für uns haben, wenn wir sie uns nicht begreiflich machten durch das Zeitverhältniß überhaupt, und folglich in der Anschauung des Wirklichen. Hier hat sie ihre Wahrheit und ihre ganze Bestimmung. Sie soll selbst nichts Verschiedenes von der Gegenwart seyn, sondern diese eben ausdrücken, und darum als Gegenwart empfunden und angeschaut werden.

Aber die Gegenwart widerspricht unsern Wünschen und Forderungen, und enthält nicht, was wir suchen. Dennoch suchen wir alles in ihr mit einer nothwendigen Anforderung und Kraft unsers Handelns; da die Zukunft gar nichts anders ist, als unsre eigne ewige Freiheit, die wir in der Wirklichkeit ausdrücken, um zu wissen, wie wir wirklich freie und ewige Wesen sind. Alles was wir daher suchen und fordern mögen, ist nothwendig nichts anders, als

unsre eigne freie That in einer wirklichen Anschauung und folglich ewig und immer die Gegenwart.

Dies verstehen die Menschen nicht, die in dem Erschaffnen nicht zugleich auch den Schöpfer erblicken: und so wie wir also bemüht sind, unsere Wünsche und Forderungen in der Wirklichkeit zu begreifen, ohne gleichwol die Erfahrung in uns angeknüpft zu haben, führt der Zusammenhang der Erscheinungen uns zurück in die Vergangenheit, bis endlich die Phantasie einen freien Spielraum gewinnt, und wir nun unser zukünftiges schöneres Leben in den lachenden Bildern der Erinnerung anschauen.

Das ist die Bedeutung aller der Vorstellungsarten in denen die Menschen von jeher ihre schönsten Gefühle zu begreifen suchten. Oft erscheinen sie uns nur als ein belustigendes Spiel, und wir nennen sie Träume der Einbildungskraft. Dann aber sehen wir sie wieder in einem feierlichen Ernst, und sie enthalten und bewahren unser höchstes Kleinod von Wahrheit und Zuversicht.

Das Vergangene hat also nur um des Zukünftigen willen, und das Zukünftige nur um des Gegenwärtigen willen ein so hohes Interesse für den Menschen. Folglich ist die ganze Zukunft mit allen ihren Möglichkeiten gar nichts weiter, als eine bloße, aber auch nothwendige Anforderung an die Gegenwart, die wir nur richtig begreifen dürfen, um sie weiter nicht außer uns selbst im leeren Nichts zu suchen.

Dies ist das Verhältniß aller Zeit. Sie ist unsre eigne freie That, ein Ausgehen und Zurückkehren des Geistes in sich selbst, wo also mehrere und verschiedene Zeitmomente nur die Art und Weise unsers Handelns ausdrücken. So nur giebt es in der Zeit eine Vergangenheit und Zukunft, die sich selbst nicht widersprechen; denn sie sind angeknüpft in uns durch das Verhältniß unsers Handelns, welches hinauf geht und zurück in seine eigne Unendlichkeit.

Wer über diese Vorstellung sich verstanden hat, begreift und erhöht sein inniges Wohlgefallen an den Dichtungen eines vergangenen und zukünftigen Lebens. Denn sie sind nichts ohne Beziehung auf die Gegenwart, und können selbst ihrer Möglichkeit nach nicht anders verstanden werden.

Unser Glaube an eine Zukunft soll also Wahrheit und Gewisheit haben durch unsre wirkliche That, und die Vorstellung von einer zukünftigen Gleichheit unter den Menschen ist daher entweder praktisch, und greift ein in unser reges und thätiges Leben, oder sie hat gar keine Bedeutung, und kann selbst in dieser Leerheit nicht gerechtfertigt werden.

Es läßt sich indes schon annehmen, daß auch die Ungleichheit unter den Menschen nicht anders als auf dem Wege des wechselseitigen Handelns entstehen konnte; und wollen wir hier nicht einen Widerspruch der Vernunft zulassen, sondern selbst auch das Unvernünftige durch Vernunft wieder erklären: so wird es nur darauf ankommen, die etwanige Ungleichheit

richtig zu begreifen, und unsre Vorstellung von ihr muß sich sogleich als eine bloße Täuschung offenbaren.

Die Verschiedenheit der Urtheile verschlägt in der Sache übrigens nichts, und ist nothwendig nur scheinbar. Denn wir beobachten mit einer und derselben Vernunft eines und dasselbe, und finden überall auch eines und dasselbe, wo wir so weise schon waren, unsern eignen Augen und Ohren zu glauben. Darin wird sich auch am Ende aller Widerstreit auflösen, sobald wir nur erst überzeugt sind, daß die Pupille nicht siehet, und das Trommelfell nicht höret, sondern daß der Sinn, der in uns wahrnimmt, mit dem Innersten unsers Wesens das gleiche und selbe ist. Sind daher die Menschen als Menschen sich gleich, so müssen sie es bleiben Kraft ihrer Natur, die sie nie verlieren können. Denn das Daseyn freier Wesen ist immer ursprünglich, und bleibt daher ewig die erste Umarmung einer liebenden Natur.

Dennoch liegt uns allen daran, unsre gegenseitigen Urtheile wo möglich auszugleichen, und eben dieß feste und unermüdete Bestreben ist der sicherste Beweis von dem Frieden unsrer Geister, den wir nur sehen dürfen, um ihn so fort in unsern Handlungen auch auszudrücken.

Die Beantwortung der Frage über die natürliche Gleichheit der Menschen ist ein Urtheil über das ursprüngliche Verhältniß der Menschen. Dieses Verhältniß also suchen wir, um durch seine Bestimmung uns die Wahrheit von jener anschaulich zu machen.

Bis jetzt habe ich nur gezeigt, wie die Vorstellung von einer natürlichen Gleichheit entstehen mußte, und wie sie nothwendig nur auf eine Vergangenheit und Zukunft gedeutet werden konnte: daß sie dennoch aber wirklich nur für den Augenblick des Lebens ihre Wahrheit haben könne, wenn sie sonst sich in sich selbst nicht widersprechen solle.

Aus diesem mache ich eine Folgerung, die uns weiter führen wird. Erstlich ist das Verhältniß der Zeit überhaupt nur eine Beziehung des Augenblicks in welchem wir handeln. Handeln wir nicht, so sind wir überhaupt nicht, so ist für uns keine Zeit. Der wirkliche Augenblick ist also nur wirklich durch seine Beziehung auf eine Vergangenheit und Zukunft, denn eben in dieser Beziehung besteht unser Handeln. Soll die natürliche Gleichheit unter den Menschen nun Wahrheit für den Augenblick des Lebens haben, so ist es nicht genug, daß sie etwan nur gedenkbar sey; sondern sie soll sich in so fern nicht widersprechen, als sie wirklich das Verhältniß unsers Lebens ausdrückt, und so nothwendig also Statt findet, als wir überhaupt nur Menschen sind. Es kommt also darauf an, unser ursprüngliches Verhältniß nicht einseitig zu betrachten, nicht als verloren oder zukünftig, sondern durch das Verhältniß des Augenblicks als bleibend und ewig: dann werden wir alle Erscheinungen des Lebens nur durch dasselbe begreifen können, und so jede Ungleichheit unter den Menschen, als bloßen Gegenstand des einseitigen Urtheilens, und folglich als Täuschung, vor unsern Augen verschwinden sehen.

In dieser bestimmten Rücksicht betrachte ich also den Menschen, und ich nehme ihn auf, wie ich ihn finde. Wie ich ihn finde, ist der Mensch nur Einer im ganzen Umfange seines Daseyns: denn er selbst ist seine eigne und ganze Sphäre, und alle Bestimmungen in ihm können darum nur Wahrheit haben durch diese Beziehung auf ihn selbst. Sein ganzes Verhältniß in der Sphäre seines Daseyns ist also nothwendig kein anderes, als das Verhältniß zu einem und demselben Bewußtseyn, und in diesem müssen wir ihn beobachten, um ihn kennen zu lernen.

Ich abstrahire in dieser Vorstellung nicht vom Menschen als Individuum, sondern eben diesen habe ich allein vor Augen: denn wo ein anderer im Umkreise der Milchstraßen existire, weiß ich nicht, und weiß hoffentlich auch Niemand. Aber der Mensch als Individuum ist auch nicht anders zu bestimmen, als nur durch sich selbst, und es wäre ein eitles Vorgeben, ihn ohne diese Beziehung durch bloße Abstraktion deduciren zu wollen. Er ist also nur zu denken, in so fern er sich selbst denkt, und folglich nur als praktisch, in der einen und gleichen freien Selbstthätigkeit. Sein ganzes Handeln ist demnach nichts anders, als ein Fortführen der eigenen Selbstbestimmung, und folglich ein Erweitern jeder Bestimmung zum Unendlichen. Hier erscheint also jedes Ziel, das wir selbst uns nur setzen, als relativ und unendlich zugleich, d. h. wir setzen zwar die Unterschiede, aber nicht vergleichungsweise in mehreren Individuen, sondern in einem jeden durch Beziehung

auf seine eigne Thätigkeit. Mithin heben wir sie eben dadurch wieder auf, und behaupten von allen, was wir von irgend einem behaupten, nicht als möglich und zukünftig, sondern durch das Verhältniß des Augenblicks, als wirklich und jetzt, und folglich als nothwendig überhaupt.

Diese Vorstellung enthält die ganze Ansicht des Menschen in dem ursprünglichen und darum bleibenden Verhältnisse seines Daseyns. Sie kann uns aber nur klar seyn, und so unsre Ueberzeugung werden, wenn wir behutsam genug sind, die Täuschung zu vermeiden, als ob der Mensch in der Zeit, und nicht die Zeit vielmehr in ihm wäre, und durch ihn bestimmt würde.

Ist die Zeit nur im Menschen, und ist ihr ganzes Verhältniß nur bestimmt durch sein Handeln, so können wir ihn auch nur mit ihm selbst vergleichen, und müssen folglich eines jeden freie Thätigkeit in den gleichen Spielraum mit allen setzen, mithin sein Thun, als strebend zum Unendlichen, immer auf ihn selbst, den Unendlichen beziehen. Dadurch erhält ein jeder seine eigene ewige Zeitreihe, die in allen ihren Punkten, auf sie selbst bezogen, die eine und gleiche ist mit den Zeitreihen aller, oder das Unendliche müßte nicht gleich seyn dem gleichen Unendlichen.

Aber der Mensch in der Beziehung seines eignen Daseyns ist der Mensch unter Menschen. Er ist nicht anders, der er wirklich ist, und sein ganzes Thun und Wirken ist also nothwendig ein Ausdruck dieses Verhältnisses. Jeder also in der Beziehung seines

eigenen Daseyns begreift alle übrigen, und jeder in dieser Beziehung ist die Ordnung des Ganzen, die in allen wie in einem die gleiche und selbe ist. Keiner ist daher dem andern vor oder nach, und keiner überhaupt mehr oder weniger als der andere; sondern jeder ist nothwendig gleich sich selbst, und ist nur er selbst als Mensch unter Menschen. In das Daseyn des einen greift demnach durch das Verhältniß seiner Wirklichkeit das Daseyn aller übrigen, und jenes ist nicht, wenn dieses nicht ist. Mithin fällt jede Vergleichung immer zurück auf ein Vergleichen des Menschen mit sich selber, und hat anders gar keine Bedeutung.

Dieses Verhältniß findet Statt, so wie nur Menschen überhaupt um und neben einander sind. Es ist demnach ursprünglich, und in der Natur unsers innersten Wesens gegründet. Aber eben deswegen bleibt es auch ewig und unveränderlich, da es die ganze Sphäre unsers freien Daseyns begreift, und folglich durch keine Handlung je aufgehoben werden kann.

Ist es ewig und unveränderlich; so muß alles was die Menschen zu ihrer Vereinigung thaten, auch nothwendig in dem Umfange dieses Verhältnisses liegen, und folglich jede Verbindung in ihm sich wieder finden, und aus ihm sich erklären lassen.

Das allgemeine Urtheil von einer Ungleichheit unter den Menschen ist also nothwendig eine Täuschung, die darin besteht, daß wir den Menschen, der nur in der Gesellschaft existirt, isoliren wollen, und

so eine zum Urtheile nothwendige Voraussetzung in und während dem Urtheile selbst wieder aufheben.

Ich bin nämlich nur wirklich als Mensch unter Menschen, und was ich als solcher bin, ist daher in meinem Wesen eines und unzertrennlich. Jetzt will ich von diesem meinen Daseyn abstrahiren, und an seine Stelle das Daseyn eines andern setzen. Aber indem ich dieses thue, thue ich schon jenes wieder nicht, denn sonst könnte ich nicht sagen, daß der angenommene andere mir vor oder nach, und mehr oder weniger als ich sey. Ich thue es aber darum nicht, weil eben dies Abstrahiren von meinem eigenen Daseyn gerade jetzt eine Bestimmung meines Daseyns ist, und folglich selbst mit zu meiner Wirklichkeit gehört. Demnach hebt mich keine Handlung aus dieser meiner Sphäre, welches auch nothwendig ist, wenn sie das ganze wirkliche Daseyn des Menschen unter Menschen begreifen soll.

Unser Urtheil von einer wirklichen Ungleichheit unter den Menschen ist selbst indessen wirklich, und soll es eine Täuschung seyn, so müssen wir wenigstens fragen, wie dieselbe überhaupt auch nur möglich sey, wenn die Gleichheit unter den Menschen nothwendig ist. Darauf ist folgendes zu antworten.

Einmal würde die Behauptung von einer Ungleichheit unter den Menschen allerdings unmöglich seyn, wenn ihr das Urtheil von einer nothwendigen Gleichheit nicht zum Grunde läge. Denn ohne diesen Maßstab könnten wir gar nicht bestimmen, worin die Ungleichheit bestehe. Zeigen wir also diese, so zeigen

wir nothwendig auch jene, und die Behauptung der erstern muß folglich auch abgeleitet werden von der Behauptung der letztern. Dies bestätigt die obige Forderung, daß in dem ursprünglichen und bleibenden Verhältnisse der Menschen alle übrige Bestimmungen sich wieder finden müssen, und ich gebe hierüber diese Erklärung.

Jedes Verhältniß der Menschen ist ihr eignes freies Handeln, und die Bestimmung desselben durch Anschauung und Urtheil ist folglich ein Bestimmen dieses freien Handelns. Jedes Verhältniß bekommt also die Bestimmung des praktischen, und kann nicht anders verstanden werden, als in einer nothwendigen intensiven und extensiven Erweiterung seiner selbst.

Unser Handeln geht auf Anschauung seiner selbst und ist nur dadurch ein Handeln. Also sind Anschauen und Angeschautes nicht zu trennen, und in sich eines und dasselbe. Auf dieselbe Weise begreifen wir unser Verhältniß. Wie es ist, so ist es nur durch eine fortgehende Bestimmung, und folglich nur als ein Verhältniß unsers ganzen praktischen Daseyns. So verstanden ist es frei und vollendet in sich selbst, und bedeutet jede Erscheinung in ihm den ganzen unendlichen Zusammenhang unsers Thuns und Wirkens. Kein Mensch kann außer diesem Zusammenhang handeln, und jede mögliche That hat also nur ihre Wahrheit durch Beziehung auf das Vollendete.

„In diesem ursprünglichen Verhältnisse unsers freien Handelns strebt jeder Mensch nach der freisten Beherrschung und dem vollsten Genuße der gan-

„zen Natur. Aber keiner kann allein das Ganze um-
„fassen, sondern als Mensch unter Menschen kann er
„es nur durch alle. W ithin müssen Alle jene Idee
„des Einzelnen realisiren, welches wieder nur durch
„die vollkommenste Harmonie ihrer Vorstellungen von
„der Welt und ihrer Kraftäußerung auf sie mög-
„lich ist.“

„Die Staatsverfassungen sind Versuche, jene
„Uebereinstimmung und jene Beherrschung der Natur
„auszuführen, und — weil es kein absolutes Displin-
„gen giebt — wenigstens zum Theil gelungene
„Versuche. So lange die Welt steht, hat es keinen
„Herrscher gegeben und keinen Knecht, sondern die
„Gesellschaft strebt nach Einigkeit mit sich selbst, und
„das ist die Bedeutung alles dessen, was wir sehen.“

In unserm Handeln selbst liegt also die innigste
Vereinigung des Menschen mit dem Menschen, und
es ist keine Handlung möglich, die dem schlechthin wi-
derspräche. Behaupten wir daher eine Ungleichheit
unter den Menschen, so kann es selbst nur durch den
Zweck unsers Handelns geschehen, und wo wir diesen
im Gegenstande vor Augen haben, wird die Behaup-
tung unmöglich.

Wir mißdeuten also unser eigenes thätiges Da-
seyn in dem Bedürfnisse auf das innigste mit dem Men-
schen verbunden zu seyn. Wir suchen und wollen nichts
anders, so gewiß wir nur handeln. Aber so gewiß wir
nur handeln, können wir es nirgends auch suchen als in
der wirklichen Anschauung. Hier finden wir es nun
nimmer, wenn wir den Gegenstand nicht zugleich in un-

ferm Handeln begreifen. Dennoch fordern wir die Anschauung, weil wir anders nicht handeln könnten, und da wir sie im Menschen nicht finden, fassen wir nun ein Gedankenwesen, auf welches wir glauben unser ganzes Nachstreben richten zu müssen.

Auf die Art sehen wir unsern Gegenstand realisiert und unsere Forderung ist erfüllt. Die Menschen sind sich ungleich und müssen es seyn, vermöge ihrer Wirklichkeit, die so und nicht anders ist; und daß sie so ist, bestimmen wir nach der Gleichheit, die wir außer uns sehen, und die nicht unsere Natur ist.

Dennoch ist sie unsre Natur, und bleibt es ewig in allen Verhältnissen. Die Täuschung hindert daher nicht, daß wir frey und selbstthätig handeln, und als frey handelnde Wesen, die ihre Bestimmungen in sich selbst durch sich selbst nur haben, sind wir selbst nicht nur nothwendig unser Ziel, sondern sind eben so nothwendig auch überall schon am Ziele. Unser Ziel nämlich ist nirgends als in der Gegenwart unsers Handelns, d. i. in aller Zeit überhaupt: denn so bestimmt sich der Augenblick durch das Verhältniß unsers Handelns. Dieses selbst also ist unser Ziel, als eine ewig in sich fortgehende freie Erweiterung. Darum kann es auch kein höheres Gesetz für uns geben, als dieses unser Handeln; und sein Ausdruck ist der: sey thätig überhaupt und schaffe und wirke in der Harmonie deiner Kräfte.

Die Vorstellung von einem Ziele außer uns, gründet sich also auf das ursprünglichste Verhältniß unsers Handelns. Wir wollen und suchen den Menschen als

frey und vollendet. Er ist dieses aber nur als handelnd überhaupt, und existirt nicht anders als in und mit seinem Handeln. Jene Vorstellung hat daher eine erhabene Bedeutung, wenn wir den Menschen von seinem eignen Handeln nicht trennen: denn nun können wir ihn auch von uns selbst nicht trennen, und stehen beyde also in dem Verhältnisse der innigsten Gemeinschaft.

Diese Gemeinschaft ist wirklich, so wie Menschen überhaupt sind, und wir dürfen sie nur sehen, und müssen sie anerkennen und verehren. Die Natur hat unsre Wesen an einander hingegeben, daß wir uns frey finden sollen in dieser innigen Berührung. Wer sie fühlet in seinem Busen, der liebet die Menschen und suchet sie, und wen er findet und erkennet, dem giebt er sich hin in seinem Wesen, wie und was er ist. So geben wir uns das Gleiche, und sind das Gleiche, und dieser Tausch unsrer Geister wird allerdings ein schöner Wettstreit in einem gleichen Nachstreben zu einem gleichen Ziele. Das Verhältniß ist ursprünglich, und begreift jede Richtung unsrer freyen Thätigkeit. Niemand kann also den Faden seines Daseyns zerreißen, der angeknüpft ist in einem unendlichen Geschlechte, und jeder in dieser Bestimmung ist darum nur Wesen durch sich selbst, in so fern er es zugleich durch sein ganzes Geschlecht ist.

So ist die Verbindung unserer Geister durch die Bande der Natur. Jeder gehöret uns an, wie wir uns selbst angehören, denn alle sind die Bedingung des thätigen Daseyns aller. Wer dies einmal in Licht

und Klarheit überschaute, der begriff das Ewige in seiner Brust, und das stille ernste Forschen nach Wahrheit und Zukunft wurde ein freyes lautes Gefühl seines wirklichen Daseyns. Das ist der hohe Sinn eines Augenblicks, wo die himmlische Freude unsern Busen hebet, und unser Auge erglänzt im reinsten Genusse des Lebens. Da reicht unser Daseyn durch die unendlichen Zeiten, die angeknüpft sind im Gefühle der Gegenwart, und Eines sind unsre Wesen, und über uns im Sternenranze schauen wir das Bild unsers schönen Vereins. So ewig wandelt der Mensch in der Harmonie eines Gottes; denn wer gebietet seinem Leben, das nur Leben in ihm selbst ist? und wo endet die Natur in ihrer Unendlichkeit? Der Mensch ist unser Gott, durch den wir stehen und bleiben, und keiner stürbe dahin aus dem Kreise des Lebens, ohne daß die Freude in uns allen verstummte. Darum, wer Du auch seyst, armer trauernder Mensch, ohne Dich winkte keinem ein höherer Himmel, und schlug nicht in seinem Busen die ewige Liebe; und das ist das Zeugniß des schönern Lebens, wo Deine Klage verstummen, und Dein Auge versöhnt durch die Sterne wandeln wird.

Es frage darum aber Niemand, wo und wann wird das geschehen? — Die Erde ruht mitten in dem unendlichen blauen Himmel, und keine Sonne im Universo kreiset in höhern Sphären, denn jede Ferne ihres Lichtstroms ist Maas unsers Auges, und darum Glanz des einen Himmels, den unser Blick durchwandelt; und unser wann ist immer jetzt, denn in

uns selbst ruht die Ewigkeit, die wir mit freyer Kraft hervorrufen, und alles ist also wirklich als eine Welt, die wir begreifen in unserm freyen und ewigen Handeln.

Jeder frage sich also nur, was ist der Mensch unter Menschen in seiner freyen Wirksamkeit? und die Antwort lehre ihn sein schönes Verhältniß verehren und in ihm seine Wirksamkeit erhöhen und veredeln. Jeder freue sich dann gern, wenn er die Thoreheit gedeutet, und eine Thräne getrocknet hat. Aber aus Herzensgrunde wolle er nicht lachen, so lange noch einer nur weinet. In der stillen Verborgenheit seiner selbst wecke er fort ein höheres Sehnen nach dem Menschen, und verschließe dann seine Brust nicht, damit sein Wunsch laut werde, und jeder in ihm seinen eignen nur erkenne. Nur unter Menschen ist er Mensch, und nur ein schöner Kreis umfaßt das ganze Geschlecht. Darum soll alles, was er selbst ist, durch freie That im Lichtkreise des Lebens Wirklichkeit haben, und den theilnehmenden und geisterhellten Augen der Menschen nicht verborgen bleiben. Fürchte nur keiner den Blick auf die Menschen um sich her, und wisse er nur ihr ganzes Nachstreben zu deuten. Es ist noch immer die eine und selbe Natur, in der wir leben und sind, und wir würden gar nicht existiren, wenn wir je aus ihrem Verhältnisse herausgetreten wären oder herausträten könnten. Darum ist dieser Stand — der Stand der Natur — der bleibende und nothwendige, der ewig unsre ganze Wirksamkeit begreift, und auf den folglich auch alle unsre Einrichtungen nur abzuwecken. In ihm ist der Mensch

ein Familien = Mensch, und welches Gewand uns auch decke, und welcher Gedanke von Daseyn uns auch erhebe oder herabsetze; dennoch giebt es überall keine andere Menschen als Eltern und Kinder. Die können wir daher etwas anders suchen und wollen, als das Ideal des Familien = Menschen zu realisiren, und uns Friede und Freude in unsern Wohnungen zu bereiten. Es ist also genug, daß dieses Verhältniß ist, und daß wir ewig in ihm nur wirksam und thätig sind. Auf dieses Wirken und Thun müssen wir nur sehen, wenn wir den Menschen beurtheilen, und schonend und liebend werden wir ihm nahen, und uns nicht beruhigen über die Erscheinung des Freyen. Die Aufmunterung zu allem Großen und Schönen liegt in der Wirklichkeit. Sie nur rühret unsern Sinn zur Fülle des Lebens, und alles was wir suchen durch eine vollendete Form, steht da und winkt uns zur vollendenden That. Darum sehet die ewigen Altäre des Friedens, die Tempel der Göttin des Ueberflusses und die Wohnungen der Freude ringsum auf der blumenbekränzten Erde. Ich weiß es, sie sind; und jeder weiß es, der sich sagte, was diese Wirklichkeit bedeute. Alles was wir anschauen um uns und über uns, liegt im Umkreise unsers Daseyns und ist unser Daseyn; und wo wir diese Beziehung immer vor Augen behalten, erscheint uns nothwendig alles in sich frey und vollendet, denn wir begreifen es nicht anders als in und mit unserm Handeln, welches ein Handeln in sich selbst und darum frey und vollendet ist.

So stehen demnach die Menschen überall in dem

ursprünglichen Verhältnisse ihres Daseyns durch die Verknüpfung in der Natur, die ihres Geistes Anschauung und Wahrheit ist. Ich kenne nichts Größeres und Erhabneres als diese Bedeutung der Natur. Es grünet kein Zweig, und blühet kein Halm, sie sind der liebende Wink, daß in ihrem Lichte unsre Blicke sich begegnen und unsre Geister sich erkennen sollen. Darum bleibt in ihnen unsre Bestimmung auch ewig, und es ruht in ihren Keimen ein unvergängliches Grün und eine ewige Blüthe. Wohin wir nur blicken ist Berührung des Menschen in jeder Bildung und in jedem Regen und Leben der wandelnden Gestalten. Aber es ist nur Berührung durch das freye Anschauen unsers Geistes in der Natur, d. i. durch ihre Bildung in freyen Zeichen und Worten. So haben die Menschen sich gefunden, und finden wir uns noch immer zu einer innigern Gemeinschaft. Denn das Wort ist Vorstellung unsers schönen Verhältnisses in einer freyen Beziehung, und so rufen wir uns zu in jedem Laute der Sylben: Du bist mein Wesen, wie ich bin das Deine.

Diese Wahrheit ist Ausdruck unsers ganzen thätigen Lebens, in welcher Beziehung wir dasselbe auch denken mögen. Sie soll nur gesehen werden, und wir können nicht anders, als jeden Zweifel lösen, und Friede und Harmonie in das verworrene Schauspiel des Lebens bringen. Ich kenne in dieser Rücksicht keine größere Täuschung, als die Vorzüge, die wir den Menschen durch den bloßen Gedanken einräumen. Wir vergessen den thätigen und wirklichen Menschen, und

substituiren ein Gedankenwesen ohne Gegenstand. Der thätige und wirkliche Mensch ist der Familien=Mensch, der jeder ist durch das Verhältniß der Natur. Was wir also auch thun und wirken mögen, es hat eine nothwendige Beziehung auf den wirklichen Menschen, da ein anderer nicht ist, und ein anderer nicht handelt. Der Staat ist also selbst nur eine Einrichtung in der Natur, und seine Verhältnisse bedeuten nichts, wenn ihr Inhalt nicht die Natur ist. Warum wollen wir uns doch mit Schellen behangen, damit wir uns erkennen mögen als Wesen eines Geistes? Wandeln wir nicht sichtbar im Lichte des Himmels, und bedarf es noch der Zeichen, um des Menschen uns freuen zu können? Aber lassen wir die Zeichen in ihrer Bedeutung, nur machet sie selbst nicht zu Wesen, die den Menschen entwürdigen, indem ihr ihn vergesset. Niemand, das ist gewiß, bringt es je weiter, als irgend ein anderer, er möge sich stellen wie er auch wolle: und darum kann uns nur die bloße Meynung erheben und die bloße Meynung herabsetzen; wir aber bleiben was wir sind, ewig und immer in einem und dem gleichen Verhältnisse der Natur.

Es giebt also anders kein Vor und kein Nach und kein Mehr und kein Weniger, als nur in Beziehung auf unsre eigne Thätigkeit, und folglich nur in der Vergleichung eines jeden mit sich selber. Ein jeder vergleicht sich aber nur in seinem Verhältnisse zum Menschen, d. h. er denkt die eigne Beziehung als nothwendig in einem jeden, und so ist der Mensch ihm ein freihandelndes Wesen, und jede Erscheinung

des Lebens eine Berührung ihrer gleichen und ewigen Geister, die fortgeführt wird höher und inniger durch alle Räume des Himmels.

Darin liegt eben das Große und Erhabene des Menschen, daß keiner über den andern erhaben seyn kann, sondern daß jeder nur in allen sich wieder siehet, wie ihn oft die Erscheinung auch erschüttern möge; denn die Wahrheit des Menschen ist nur eine Wahrheit, und strahlt aus jeder Verbildung siegend hervor, so bald nur unser Auge sie zu finden und zu deuten weiß.

Alles ist demnach, was wir wünschen und fordern können, der Mensch in einem praktischen Verhältnisse zur Welt, und darum als Mensch unter Menschen ein und derselbe. In diesem Umfange liegt jede mögliche Erweiterung, als gewiß und als nothwendig, und wir sehen daher nur immer, in allem was wir sehen, das Höchste und Vortrefflichste, nicht als möglich und zukünftig, sondern als wirklich und jetzt. Denn was ist, das ist; und wer nur siehet, siehet dies, da unser Anschauen und Erkennen in sich selbst nicht getrennt ist, sondern in den einen und gleichen Umfang unsers thätigen Lebens gehört.

Ich sage dies mit freier und fester Ueberzeugung, und sage es denen zunächst, die jedes Nachdenken ehren, und mit unbefangenen Auge prüfen und urtheilen. Viele begnügen sich so gern mit witzigen Bemerkungen, ohne selbst ihren eignen Zweck näher zu kennen, und diesen Menschen, gestehe ich gern, ist am schwersten beizukommen, da sie in allem — nur in sich selbst nicht — Stoff zum Lachen zu suchen

pflegen. Aber auch sie mögen glauben, es giebt in der Natur keine Verzerrungen, und Niemand lacht daher anders, als aus Freude und Wohlgefallen, so gewiß er sich nur gerührt findet, und seine Lippe sich bewegt zum sichtbaren Ausdrucke des Innern. Könnten die Menschen nur erst begreifen, daß sie nie aus einem Worte etwas herausnehmen, was sie nicht selbst zuerst hineinlegten; so würden sie behutsamer in ihren Urtheilen seyn, und keine Voraussetzungen machen, die sich auf bloßes Hörensagen, und darum auf Gewohnheit und Vorurtheil gründen. Jeder hat in sich selbst seine ganze Erfahrung zu rechtfertigen, und soll ihm dies möglich bleiben, so muß er jede Erscheinung in allen ihren Verknüpfungen d. i. in ihrer wahren und nothwendigen Beziehung vor Augen behalten. Dann nur kann er frei und unbefangenen urtheilen. Aber darin gerade versehen es die Menschen. Sie reißen etwas, das nicht anders wirklich ist, als nur im Zusammenhange des Ganzen, aus diesem Zusammenhange heraus, und haben nun also nichts weiter, als ihren leeren Gedanken, den sie nothwendig auch eben so leer beurtheilen.

Sind aber alle Menschen sich gleich, höre ich mir sagen, warum genüget Dir dennoch der Umgang mit einem oft unendlich mehr, als der mit tausend andern? Man ergreift mich auf der That, und ohne Zweifel ist dies ein Punkt, auf den ein jeder sich wohl stüzet, der eine Ungleichheit unter den Menschen hauptsächlich zu müssen glaubt.

Ich antworte dieses: Allerdings weiß ich wohl, daß ich immer nur durch einen Menschen in Ver-

bindung mit allen übrigen stehe. Denn alle Menschen sind einer und noch einer u. s. w. Aber eben deswegen ist auch keiner ein wirklicher Mensch ohne die Verbindung mit allen übrigen, und sie bleibt also nothwendig die gleiche und selbe, als Verbindung vernünftiger Wesen d. i. als Verbindung aller mit einem jeden und eines jeden mit allen. In dieser Bestimmung ist sie eine wechselseitige Berührung unsrer Geister, und frei durch die eigne Beziehung eines jeden und darum praktisch überhaupt.

Wir begreifen also unsern Umgang nur auf die gleiche Weise durch unser eigenes Handeln und in dem Verhältnisse der Zeit, das durch dies Handeln bestimmt wird. Die vertrauteste Freundschaft wäre daher nichts, wenn wir sie absondern wollten von unserm ganzen Verhältnisse, denn nur in diesem ist sie möglich, und nur hier wird ihre Bedeutung groß und erhebend. Die allgemeine Menschenliebe ist Liebe der Einzelnen, und gründet sich eben in der Gesinnung, mit welcher wir in jedem Einzelnen das ganze Geschlecht ehren, welches wieder nicht möglich wäre, wenn unsre Gesinnung nicht von der Vorstellung einer nothwendigen Gleichheit der Menschen begleitet würde. Darauf kommen wir in jeder Berührung zurück, und jede Wirklichkeit hat also keine andere Bedeutung, als die der innigsten Gemeinschaft unsrer aller Wesen. So nur ist sich unser eignes thätiges Daseyn, das in sich selbst sie nicht trennen kann; sondern in allen nur möglichen Handlungen sich ewig gleich bleiben muß.
